

André Schnyder

Thüring von Ringoltingen und seine 'Melusine'. Oder von der Schwierigkeit, ein Klassiker zu werden

DOI: <https://doi.org/10.25716/amad-85487>

Aufsatz in einem Sammelband | Article in an edited volume, 2023, (2022)



Empfohlene Zitierweise | Suggested Citation:

André Schnyder, Thüring von Ringoltingen und seine 'Melusine'. Oder von der Schwierigkeit, ein Klassiker zu werden, in: Klassiker der Frühen Neuzeit, hrsg. von Regina Toepfer unter Mitarbeit von Nadine Lordick (Spolia Berolinensa 43), Hildesheim 2022, 101-142. DOI: <https://doi.org/10.25716/amad-85487>.



hebis



BAAYERISCHE
AKADEMIE
DER
WISSENSCHAFTEN



HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN
Akademie der Wissenschaften
des Landes Baden-Württemberg



Sächsische Akademie
der Wissenschaften zu Leipzig

André Schnyder

Thüring von Ringoltingen und seine ‚Melusine‘

*Oder von der Schwierigkeit,
ein Klassiker zu werden*

Der strenge Literator wird daher in meinem Buche
nicht jene elementarische Vollständigkeit suchen dürfen.

Joseph Görres, „Die deutschen Volksbücher“¹

Als an diesem Donnerstag nach St. Vinzenz anno 1456, am 29. Jänner also, Herr von Ringoltingen, wohl in der Stube seines Hauses an der Kreuzgasse zu Bern, sein *büch* abschließt – bringt da ein Klassiker einen Klassiker auf den Weg zu seiner Leserschaft? – Wie meist, wenn sich die Literaturwissenschaft einer simpel gestellten Frage annimmt, fällt ihre Antwort nicht als schlichtes *Sic aut non* aus.

Die Komplikationen beginnen damit, dass (sagt man) verschiedene Ebenen zu unterscheiden seien: etwa die des Werks, die der Rezeption und jene der Instanzen. Für jeden dieser Bereiche wäre nun zu prüfen, ob der ‚Melusine‘-Roman Voraussetzungen der Klassizität erfüllt – nicht zu vergessen, dass vor-

¹ Josef Görres: Die deutschen Volksbücher. Heidelberg 1807 (Nachdruck Hildesheim 1982), S. 308f.

ab der Inhalt von ‚Klassiker/klassisch‘² zu klären wäre. Und dabei – die Komplikationen wachsen nochmals – zielte unsere obige Frage doch zuallererst auf eine weitere Größe: die des Autors. Sah sich Thüning in jenem eingangs beschworenen literarhistorisch mindestens *bemerkenswerten* Moment (um als Interpret den Anspruch des Objekts auf wie auch immer zu definierenden ‚Klassizität‘ nicht bereits in der Einleitung zu vergeben) als Autor, der sich mit einem ästhetisch und inhaltlich mustergültig-bedeutsamen Werk in eine vorbildliche Traditionsreihe, vertreten durch glänzende Namen, stellte (oder zu stellen gedachte)?

1. Thüning – ein Klassiker?

Für Thüning lässt sich die Frage so direkt, wie gestellt, kaum beantworten. Grund für dieses Dilemma istbarer Quellenmangel: Wir verfügen über keine sicheren Quellen über seine Bildung – Wie gut las er Latein? Hat er lateinische Autoren³ genauer gekannt? Waren sie ihm Vorbilder? Hätten wir von ihm, wenn seine verantwortungsvolle Tätigkeit als Kirchenpfleger⁴ des im Bau befindlichen Münsters zu St. Vinzenz ihm dazu nur Muße gelassen hätte, so etwas wie einen ‚Ehrenbrief‘ nach dem Vorbild seines älteren Zeitgenossen

² Vgl. dazu (um nur aus zwei Lexika synthetisierende einschlägige Artikel zu nennen): Horst Thomé: *Klassik*₁ und: Gerhard Schulz: *Klassik*₂. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 2 (2000), S. 266–270 bzw. 270–274; ebd. anschließend (S. 274–276) der Artikel von Rainer Rosenberg: *Klassiker*. Ferner: Wilhelm Voßkamp: *Klassisch/Klassik/Klassizismus*. In: *Ästhetische Grundbegriffe*, Bd. 3 (2001), S. 289–305.

³ Die Ausführungen des Luxemburger Humanisten Conrad Vecerius in seinem Traktat über Heinrich VII. (in: *Historische Wunder=Beschreibung von der so genannten schönen Melusina. Die „Melusine“ [1456] Thürings von Ringoltingen in einer wiederentdeckten Fassung aus dem frühen 18. Jahrhundert. Edition und Beiträge zur Erschließung des Werkes* von Catherine Drittenbass, Florian Gelzer, Andreas Lötscher u. Franz Simmler. Hg. v. André Schnyder. Berlin 2014 [Bibliothek seltener Texte in Studienausgaben 14], S. 474f., vgl. ferner: Anm. 63 u. Anm. 18) illustrieren, bei welchen lateinischen Klassikern – Vergil und Lucan – etwa ein Anschluss für die Melusine-Geschichte möglich gewesen wäre. Zu ergänzen wäre aus unserer Sicht: Ovid.

⁴ Dazu: Roland Gerber u. Richard Němec (Hgg.): *Das St. Vinzenzenschuldbuch in Bern von 1448 und der Kirchenpfleger Thüning von Ringoltingen*. Bern 2017 (*Berner Zeitschrift für Geschichte* 79).

Püterich erwarten dürfen: Bücherverzeichnis und zugleich Kanon hochmittelalterlicher deutscher Literatur, Antwort auf unsere Frage somit?

Aber wir sind sogar verlegen, wenn die Überlegung auftaucht, über Parallelen in seiner Lebenswelt – das Berner Patriziat des mittleren 15. Jahrhunderts – mindestens Analogien zu seiner Bildung zu ermitteln.⁵ Vergleichbares gilt hinsichtlich seiner Position zur literarischen Produktion seiner Gegenwart und Vergangenheit. Seine Bibliothek (bescheidener: Büchersammlung) ist in alle Winde zerstoßen. Das wenige, was uns vorliegt, sind die Selbstaussagen in Vorwort und Nachwort seiner ‚Melusine‘; hier ist anzusetzen und dabei gleich zu beachten, dass diese vor dem Hintergrund dessen, was der Urheber der Vorlage, Coudrette, über sich preisgibt, besser zu verstehen sind.

Wir beginnen somit, chronologisch vorgehend, bei diesem. Auch über ihn beziehen wir unser Wissen exklusiv aus seinen Selbstaussagen im ‚Roman de Mélusine ou histoire de Lusignan‘.⁶ Ein ‚Ich‘ tritt dort erst in V. 50 auf. Doch was vorausgeht, kann durchaus auf Bildungsstand und literarische Programmatik des Klerikers Coudrette bezogen werden: Aus der ‚Metaphysik‘ des Aristoteles⁷ wird da zitiert, vom menschlichen Wissensdurst ist die Rede, von der Vergangenheit ferner, die in erinnernder Erzählung vergegenwärtigt wird. Namen fixieren diese Vergangenheit genauer: *roy Artus, Lancelos, Perceval, Gauvain* (V. 17, 21, 23) – eine ständisch-adlige und mythische Vergangenheit mithin. Die genannten Figuren haben für den Betrachter eine Vorbildfunktion *pour acquérir honneur et pris* (V. 25); diese Suche nach Ehre und Ruhm

⁵ Urs Martin Zahnd: Die Bildungsverhältnisse in den bernischen Ratsgeschlechtern im ausgehenden Mittelalter. Verbreitung, Charakter und Funktion der Bildung in der politischen Führungsschicht einer spätmittelalterlichen Stadt. Bern 1979 (Schriften der Berner Burgerbibliothek).

⁶ Ausgaben: Le Roman de Mélusine ou histoire de Lusignan par Coudrette. Édition avec introduction, notes et glossaire établie par Eleanor Roach. Paris 1982 (Bibliothèque française et romane. Série B: Édition critique de textes 18), hier nachfolgend zitiert; es gilt die rechts vom Text stehende Verszählung; nützlich ferner die Ausgabe mit parallel gesetzter neufranzösischer Übersetzung: Coudrette: Mélusine (Roman de Parthenay ou: Roman de Lusignan). Édition, traduction, et notes par Matthew W. Morris et Jean-Jacques Vincensini. Lewiston, New York 2009. Die oben gegebene Übersetzung stammt vom Autor des Artikels.

⁷ Allzu tiefgründig wird man sich die Aristoteles-Kenntnisse von Coudrette, schon gar im Hinblick auf Kenntnisnahme des Originaltextes, nicht vorzustellen haben. Der zitierte Satz war in mittelalterlichen Aristoteles-Florilegien zu finden; vgl. Jacqueline Hamesse: Les auctoritates Aristotelis. Un florilège médiéval. Étude historique et édition critique. Louvain 1974 (Philosophes médiévaux 17), S. 115.

geschieht unter durchaus charakteristischen Umständen, unterwegs nämlich, nicht am Schreibpult: *Et par la mer et par la terre* auf der Suche nach *merveilleuses aventures* (V.28f.). Bereits dies schließt eigentlich aus, dass der Kleriker Coudrette hier von seiner eigenen Lebensform handeln will, vielmehr geht es um jene des waffentragenden Adels. Aber kurz danach öffnet sein Text sich doch anscheinend, noch bevor das Ich die Szene betritt, ständisch: *Qui riens ne scet, il ne vault rien. / S'affiert a tout homme de bien / D'enquerirer moult fort des hystoires / Qui sont de loingtaines memoires* (V.35–38 [Wer nichts weiß, taugt nichts. Es obliegt jedem edlen Menschen, angelegentlich nach Geschichten aus tiefer Vergangenheit zu suchen]). Zwar lesen wir da keineswegs ein allgemeiner Gleichheit verpflichtetes Bildungsideal – *tout homme de bien* grenzt deutlich genug ab; aber wenn in der Folge von der *memoire*, die es zu bewahren gebe, die Rede ist und – unvermeidlich – vom technischen Mittel, um hin-fällige menschliche Erinnerung dauerhaft zu machen: *escripre*, dann hat sich für zeitgenössische Wahrnehmung der Vorhang zum Auftritt zweier zentraler Figuren des mittelalterlichen Literaturbetriebs geöffnet: der adlige Herr und sein Autor, Schreiber, Hofhistoriograph (oder wie man dessen genaue Funktion auch immer benennen will).

Coudrettes Prolog besetzt nun diese zwei Rollen gleich durch lebende Zeitgenossen: durch Guillaume l'Archevêque, comte de Parthenay⁸ und durch sich selber. Die V.47–120 inszenieren die Auftragserteilung des Grafen an seinen – so nimmt man an, ohne dass konkrete dokumentarische Belege dafür verfügbar wären – Hofkleriker Coudrette. Er wünscht die Geschichte seiner Ahnmutter, mithin die seines eigenen Geschlechts, aufgezeichnet zu sehen, und zwar in Form gereimter Verse, weil dies eine breite Rezeption erleichtere (V.80–82). Dabei scheint der Graf auf durchaus vertrautem Fuße mit der al-lerdings – wie sich erweisen wird – von zwielichtigen Zügen nicht freien Ahn-herrin zu leben: die Burg, die er bewohnt, wurde von ihr errichtet, man trägt

⁸ Zur Frage, in welchen konkreten dynastisch-politischen Zusammenhängen der Graf den Roman über seine Ahnmutter Mélusine in Auftrag gegeben haben könnte, vgl. Tania M. Colwell: Patronage of the poetic Mélusine romance: Guillaume l'Archevêque's confrontation with dynastic crisis. In: *Journal of Medieval History* 37 (2011), S.215–229. Colwell liefert überhaupt erstmals in der französischen Mélusine-Forschung eine genau quellenmäßig fundierte Antwort auf diese Frage und arbeitet damit die Eigenständigkeit der Funktion des Coudrette-Romans gegenüber jenem des Jean d'Arras heraus.

ihr Wappen und spricht – im Familienkreis? – oft, *souvent*, von ihr (V. 70–78). Bereits war von einem *livret* die Rede (V. 60); der Graf überreicht es Coudrette als Grundlage für dessen eigene Version.

Damit gewährt nun der Gang des Gesprächs dem zukünftigen ‚Mélusine‘-Autor einen Eintritt in die Materie, wie er sie beherrscht: nicht als blutsverwandter Nachkomme, nicht als Wappenträger, nicht als Burgherr, sondern als Kenner melusinischer Schriftüberlieferung.⁹ Die Rede ist von einer früheren französischen Versfassung – von ihr möchte der Beauftragte sich jedenfalls abheben –, dann von zwei offenbar je lateinischen Versionen, die allbereits ins Französische übertragen worden sind. Und deren Bericht ist kurz danach durch ein vom Grafen von Salisbury vorgelegtes Buch bestätigt worden. Diese drei Werke liegen dem für Guillaume kopierten Werk zugrunde (*Des troys fut vostre livre extrait*, V. 113). Hier bricht die Suada des Autors in spe ab, bevor der Herr auch nur nochmals zu Wort gekommen wäre:¹⁰ *Lors prins congié de mon seigneur* (V. 121 [Da empfahl ich mich meinem Herrn]). Die letzten zwei Dutzend Verse des Prologs spielen das Thema des Wissens in christlicher Korrektur des eingangs zitierten Heiden Aristoteles ins Geistliche hinüber: Quell des Wissens ist Gott, von ihm erbittet sich der Autor nunmehr Inspiration – ganz wie von seiner *tres glorieuse mere* (V. 137 [glorreichen Mutter]).¹¹

So ist eine Folie für die Beschreibung der Autorselbstdarstellung bei Thüring gewonnen. Diese entfaltet sich namentlich in Vorwort (Z. 12–48) und

⁹ Das älteste uns vorliegende Schriftzeugnis über Melusine (die überaus breite gesamteuropäische Tradition über andere Namen tragende und anderswo verortete Feenwesen also beiseitegelassen) findet sich im ‚Reductorium morale‘, einem umfangreichen allegorisch-naturkundlichen Handbuch des Benediktiners Petrus Berchorius (Pierre Bersuire) aus der Mitte des 14. Jhs. (Prolog zum 14. Buch; die Stelle zitiert bei André Schnyder: ... *ist hinach von den verlognen Franzosen dermaßen gebessert worden ...*, *das es izeo bei unser zeiten alles für eitel und ain lauterer fabelwerk geschetzt wurt*. Schnyder: Schwäbische Melusinengeschichten aus der ‚Zimmerischen Chronik‘ und französische Hintergründe. In: Jb. der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft, Bd. 22 (2018/2019), S. 206–223, hier S. 206 u. 221.

¹⁰ Wer das Lesen zwischen den Zeilen, auch wenn das Ergebnis einzig durch Plausibilität, ohne jeden ‚Schriftbeweis‘ einleuchten mag, nicht verschmäht, kann aus dem Gang dieses Dialogs Herr-Diener eine gewisse Selbstbehauptung des ständisch tiefer Gestellten herauslesen: Coudrette, zwar Befehlsempfänger, lässt doch wenig Zweifel daran, dass er auf einem Territorium, das der Herr nur flüchtig kennt, den Gepflogenheiten mittelalterlicher Schriftkultur, souveräner Meister ist.

¹¹ Am Werkende (V. 6991–7020) tritt das Autor-Erzähler-Ich Coudrettes dann nochmals in den Vordergrund (vgl. Anm. 15); doch gegeben durch die Umstände stellt Thüring hier keinen über allgemeinstes Typologisches hinausgehenden Bezug mehr her.

Nachwort (Z. 3340–3375) seiner Romanfassung.¹² Wie bei Coudrette steht am Beginn das Aristoteles-Zitat; doch es wird nun nicht vom zunächst unsichtbar bleibenden Autor- und Erzähler-Ich auf die aktuelle historische Situation hin bezogen und dann – in einem zweiten Schritt – auf den zeitgenössischen Adel, die *milites*, denen anschließend der *clericus* in Gestalt des konkreten Autors Coudrette gegenübertritt. Vielmehr zeigt sich Thüring, dessen Rolle im Text an dieser Stelle noch ungeklärt ist, selber unter dem Einfluss dieses Wissenstriebes; und dies habe ihn zur Auffindung der auf Französisch abgefassten Historie von Melusine geführt. Und in einem syntaktisch kaum abgesetzten, raschen weiteren Schritt kommt dann die Rede auf den Markgrafen Rudolf von Hochberg, für den die Übersetzung angefertigt worden sei. Im originalen Wortlaut der Z. 17–24 lesen wir so:

*Harumb so hab ich/ Thüring von Ringol/tingē von bern vß ücht lant ein zû mol
selczene vnd gar wunderliche fremde hystorie fun/ den in französîscher sprache vñ
welscher zungen/ Die aber ich zû diēst des edelē wol gebornē herrē/ margroff ru-
dolff vō hochberg herrē zû rōtelē vñ zû sußēburg mines gnedigē herrē zû t tûfcher
zungē gemacht vñ trāslatiert [hab]*

[Deshalb] habe ich, Thüring von Ringoltingen aus Bern im Üchtland, eine sehr ungewöhnliche und sehr wunderbare und gar fremdartige Geschichte, abgefasst in französischer Sprache das heisst: welschem Idiom, gefunden. Die aber habe ich zu Diensten des edlen, wohlgeborenen Herrn, des Markgrafen Rudolf von Hochberg, Herrn zu Röteln und Susenburg, meines gnädigen Herrn, auf Deutsch abgefasst und übersetzt.

Thüring, einziger Sohn des gemäß Zensus von 1448 zweitreichsten Berners, des mehrfach das Schultheißenamt ausübenden Rudolf von Ringoltingen, tritt somit nicht als beauftragter und besoldeter Skribent vor seine Leserschaft.¹³

¹² Zitiert wird hier die Ausgabe des ältesten Drucks (jeweils die Zeile[n] des Abdrucks in Bd. 1, S. 7–203): Thüring von Ringoltingen: Melusine (1456). Nach dem Erstdruck Basel: Richel um 1473/74. Hg. v. André Schnyder in Verb. m. Ursula Rautenberg. 2 Bde. Wiesbaden 2006. Beim Zitieren unterkommende textkritisch behandelte Stellen (in der Ausgabe kursiviert und mit Apparatvermerk) werden hier zur Vereinfachung in [] und ohne Apparatangabe gesetzt. Nachfolgend wird aus dieser Edition nur unter Angabe der Zeilen ohne jedesmaligen bibliographischen Verweis zitiert. Die beigegebene Übersetzung entstammt dieser Ausgabe.

¹³ Näheres zur Vita Thürings bei: Vinzenz Bartlome: TvR – ein Lebensbild. In: Ringoltingen: Melusine 1456 (Anm. 12), Bd. 2, S. 49–60; dazu auch die Kommentareinträge zum oben zitierten Passus: ebd., Bd. 2, S. 4f.

Vielmehr hat er die Übersetzung *zu dielt* des Markgrafen von Hochberg angefertigt; dieser ist als künftiger Graf von Neuchâtel ein Territorialnachbar und politischer Partner¹⁴ der in mächtiger Expansion sich befindenden Stadt Bern. Was genau sich in der Formel *zu dielt* verbirgt, bleibt leider unserer Wissbegierde verborgen. Thüring wird seine Selbstnennung am Werkende wiederholen (allerdings ausführlicher als Coudrette, der es mit der zweimaligen, dicht aufeinanderfolgenden Nennung am Ende bewenden lässt: V.7010, 7020¹⁵). Sie geht einher mit mehreren für unsere doppelte Fragestellung nach der Differenz in der Autorpräsentation zwischen Coudrette und Thüring und nach der Kanonwürdigkeit der ‚Melusine‘ aufschlussreichen Passagen.

Wir resümieren den langen Passus (Z.3342–3375) und interpretieren zugleich. Thüring verweist ein zweites Mal auf den Übersetzungsvorgang; damit ist einerseits seine abermalige Beteuerung verbunden, diese für ihn ganz ungewohnte Praxis nach bestem Wissen und Können geübt zu haben, gefolgt von der wohl eher als topische Demutsgeste denn als praktikierbare Möglichkeit zu deutenden Einladung an den Markgrafen, die Übersetzung mit Hilfe seiner ‚besseren‘ Sprachkenntnisse zu *corrigen ouch reformiern* (Z.3352). Indessen geht damit auch die selbstbewusste Bemerkung einher, dass der Bericht über das weitverbreitete Geschlecht der Melusine bis anhin nicht in deutscher Sprache verfügbar gewesen sei. Wenn hier zudem die Problematik des Übersetzens mit Hilfe der Differenzierung von *linne der materye* gegenüber *substantz der materye* (Z.26f., vgl. Z.3346f.)¹⁶ umrissen wird, jene sei teilweise modifiziert, diese gewahrt, dann deutet sich beim Autor-Übersetzer (diese Doppelbezeichnung, wiewohl schwerfällig, bezeichnet seine Arbeit wohl

¹⁴ Vgl. Jan-Dirk Müller: Melusine in Bern. Zum Problem der „Verbürgerlichung“ höfischer Epik im 15. Jahrhundert. In: Gert Kaiser (Hg.): Literatur – Publikum – Historischer Kontext. Bern 1977 (Beiträge zur Älteren Deutschen Literaturgeschichte 1), S.29–77, dort bes. S.35–40 über die adlige (nicht: bürgerliche, wie die ältere, soziologisch noch unbeholfene Literaturgeschichtsschreibung wollte) Prägung der bernischen Oberschicht, in der Thüring lebt.

¹⁵ Der genaue Gestus und der Kontext mögen Indizien für Coudrettes Autorbewusstsein liefern; es heißt nämlich: *Tantost Couldrette se taira ... Adonques se taira Couldrette*. Diese doppelte Selbstnennung, beide Male mit dem Vorausverweis auf die bevorstehende Aufhebung der Erzählerrolle verbunden, das zweite Mal in markanter Reimposition, rahmt die Ankündigung der Reimlitanei für das Geschlecht der Parthenay, die das Werk schließt (V.7021–7152).

¹⁶ Vgl. den Kommentar hierzu in Ringoltingen: Melusine 1456 (Anm.12), Bd.2, S.5f.

am treffendsten) ein bemerkenswertes Problembewusstsein an. Man mag es, wiewohl teilweise anders gerichtet, als jenem Ich Coudrettes ebenbürtig beurteilen: nicht um die Sicherung und Harmonisierung unterschiedlicher Versionen der *histoire* bemüht, eher darum, eigene Gesichtspunkte einzubringen, die fremde Historie in die eigene Welt einzuführen und zugleich eine Auseinandersetzung mit dem Zwielfichtigen der Hauptfigur¹⁷ zu leisten.

Es schließt sich im ‚Nachwort‘ ein weiteres wichtiges Thema an: die Frage nach der Glaubwürdigkeit dieses Berichts. Thüning handelt dies aus mehreren Perspektiven ab: Einmal verbürgt die ‚international‘ weitverzweigte Nachkommenschaft die Realität der Stammutter Melusine (Z.3317–3340).¹⁸ Zum andern kann der Autor-Übersetzer aus seiner eigenen Lebenswelt einen Wahrheitszeugen aufrufen: den Standesgenossen von Erlach, denn der hat auf einer Reise¹⁹ alle die steinernen Hinterlassenschaften Melusines, die Burgen und Kirchen, *gesehen* (Z.3353–3359).

In unmittelbarem Anschluss und verknüpft durch das Verb ‚sehen‘ kommt Thüning auf einen zweiten Aspekt der Glaubwürdigkeit dessen, was sein Buch erzählt, zu sprechen (Z.3360–3368):

*hab [ich] ouch gesehen vnd gelesen vil schöner hystorien/ vnd bücher Es sy von
kūnig artus vnd von vil iner ritter von der taffelrund Es sy h' ywen vnd h'
gewann her langelot her tristan her parcifal der yeglicher befunder sin hystorie
vñ lefen hatt dar zū vō sant wilhelm vō pontus von hertzoge wilhelm von or-
liens vnd von merlin vnd beduncket mich der aller hystorie kein frōmder noch
ouentürlicher dan diß befunder halt ich do von mer dan von den andern von sach*

¹⁷ Knapp wird diese Zwielfichtigkeit bereits im ‚Resümee‘ sichtbar, das in der Überlieferung dem Vorwort vorangeht (Z.1–11; ob dieses von Thüning stammt, bleibt offen). Vorwort (namentlich durch den biblischen Bezug) und Erzählung entfalten in der Folge diese Thematik breit und multiperspektivisch.

¹⁸ Die Frage nach dem Beweiswert dynastischer Prätionen zeitgenössischer Adelsgeschlechter für die Realität der Melusine wird zwei Generationen später auch von Conrad Vecerius mit Blick auf den Staufer König Heinrich VII. diskutiert (vgl. Anm.3).

¹⁹ Rezeptionsgeschichtlich anzuschließen sind hier die im 15./16. Jh. nicht ganz seltenen Zeugnisse von Reisenden, manchmal Jakobspilgern, die im Poitou Schlösser und Kirchen der Melusine besuchen, so etwa: 1485 Niklas von Popplau, 1502 Peter Rindfleisch, 1526 Johannes Lange, 1557 Felix Platter, vgl.: Schnyder (Hg.): Historische Wunder=Beschreibung (Anm.3), S.471, 473, 478. François Rabelais, durch Sprache und Herkunft aus der nahen Touraine mit der poitevinischen Mélusine auf vertrautem Fuß, wird im ‚Quart Livre‘ aus dem Lokalen einige witzige Funken schlagen (vgl. die Hinweise bei Schnyder: Schwäbische Melusinengeschichten [Anm.9], S.219f.).

*wegē als die vor genūt groß geflecht aldo harkomen vnd erborn sint darumb dis
bûch für ein worheit gescriben vnd erzelt werden mag*

Und ich habe ebenfalls viele schöne Geschichten und Bücher gesehen und gelesen, sei es von König Artus und von vielen seiner Ritter der Tafelrunde, es sei Herr Iwein und Herr Gawan, Herr Lancelot, Herr Tristan, Herr Parzival, von denen jeder seine eigene Geschichte und seine Erzählung hat, dazu von St. Wilhelm, von Pontus, vom Herzog Wilhelm von Orlens und von Merlin. Und mir scheint von allen Geschichten keine fremdartiger und abenteuerlicher als diese. Namentlich halte ich davon mehr als von den anderen, weil die zuvor genannten großen Geschlechter von da gekommen und gebürtig sind. Darum kann dieses Buch als wahrheitsgemäßer Bericht aufgeschrieben und weiter erzählt werden.

Genannt wird eine Reihe literarischer Werke des hohen und späten Mittelalters und zwar nicht, wie das heutige Leser erwarten, durch ihre Titel, sondern durch Handlungsträger (die in späterer Praxis dann oft zu Titelfiguren werden); mehrfach treffen wir auf Figurennamen, die zu verschiedenen Werken führen, die aber meistens zum Stoffkreis der Artussage gehören. Unübersehbar sind Überschneidungen mit dem knapperen Figurenkatalog bei Coudrette: *On parla tant du roy Artus / [...] / Et si font ilz de Lanceloz / Ouquel yl y eut tant de loz / De Perceval et de Gauvain*²⁰ (V.17–23 [Man sprach viel über König Artus ... und ebenso über Lancelot, den Ruhmeswürdigen, über Parzival auch und über Gawan]). Unübersehbar allerdings auch der unterschiedliche Standpunkt, den der Erzähler je einnimmt: Coudrette erwähnt moralisch vorbildhafte Helden, Modelle für seine adligen Zeitgenossen, Thüring nennt Helden, mit deren Geschichte²¹ er aus eigener Lektüre – womit er sich indirekt in die Reihe der *homme[s] de bien*, von denen Coudrette an der oben zitierten Stelle spricht, einreicht – vertraut ist, deren Realitätsstatus, Historizität, wenn man den modernen Begriff nicht scheut, er jedoch offenbar für nicht gegeben hält: Figuren also. Sie gehören somit für ihn auf eine andere Ebene

²⁰ Hier zitiert nach Morris u. Vincensini (Hgg.): *Mélusine* (Anm. 6).

²¹ Man wird sich hier daran erinnern, dass der Begriff ‚Roman‘ in diesem Kontext einen nur durch spezifische Umstände verzeihlichen, an sich aber groben Anachronismus darstellt: „In der Tat steht der Zeit kein Terminus für den Prosaroman zur Verfügung“; vgl. dazu Jan-Dirk Müller: *Volksbuch/Prosaroman im 15./16. Jahrhundert. Perspektiven der Forschung*. In: IASL, 1. Sonderheft (1985), S. 1–128, hier S. 62.

als die *hystorie* von Melusine. Dabei teilt letztere mit den anderen Erzählungen eine Qualität, der er offenbar ebenfalls hohen Reiz zumisst: ‚Fremdheit‘ und ‚Abenteuerlichkeit‘.²² Damit liegt uns, wenn man so will: eine Literaturästhetik des Autor-Übersetzers in nuce vor. Sie ruht auf zwei Kernkonzepten: jenem der ‚Fremdheit‘ und des âventiurehaften einerseits, der Faktizität anderseits.

Gewiss führt das eben vorgelegte Zitat zu einer doppelten Frage: Wie genau es um die Literaturkenntnisse Thürings bestellt sei und – zweitens – Wie sich diese Vertrautheit mit Literatur innerhalb von Zeit- und Standesgenossenschaft positioniere. Oder noch anders: Wie nahm sich der bernische Literaturbetrieb in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aus? Beide Fragen erwarten Antworten, die unsere Möglichkeiten klar überschätzen.

Die Tatsache, dass wir über keine ‚Berner Handschrift‘ der ‚Melusine‘ verfügen, ebensowenig wie uns ein in Bern angefertigter Druck des Werks vorliegt, mag den Schluss nahelegen, dass da einer als Prophet im eigenen Vaterland schrieb. Oder soll man da eher replizieren, dass Handschriften verloren gehen können? Drucke dann immerhin ein mobiles Massengut darstellten, das bei Interesse auch aus der Ferne importiert werden konnte – was dann freilich den als Gegenargument gedachten Einwurf provoziert, dass man in den heutigen lokalen Bibliotheksbeständen vergeblich nach einem ‚Melusine‘-Druck des 15., 16., 17., 18. Jahrhunderts suche.²³

²² Es liegt zweifellos nahe, diese zwei Eigenschaften literarischer Werke mit Blick auf Z. 44–48 (*Denn ouch söliche schöne vnd fremde hystorie lieplich/ Vnd hüftlich zů lesen vnd zů hören sint vnd den lütten zů sagen zů prisen sint/ denn als die roße vnder allē blūmen gepriest würt also ist ouch kunst vnd abentüre vber alle ander zytliche dinge lieb zů habende*) als ‚ästhetisch‘ zu kategorisieren; ob dies begriffsgeschichtlich angemessen und richtig ist, kann hier freilich nicht diskutiert werden.

²³ Für den mit lokalen Verhältnissen vertrauten Beobachter taucht hier ein Stichwort auf, mit dem er sich in seinem Umfeld wenig Beifall einhandelt: das behäbige, dabei kulturell-wirtschaftlich doch eher provinziell zurückgebliebene Bern. Im wissenschaftlichen Diskurs liegt gewiss der Einwand, hier handle es sich um ein Klischee, auf der Hand. Ob der Eindruck deshalb falsch ist? Und ob man ihn nicht auch beim Blick auf historische Situationen – etwa auf den ‚bernischen Literaturbetrieb zu Thürings Zeiten‘ – zu Recht gewinnen kann? Bezüglich des bernischen Kollegiatsstifts von St. Vinzenz, 1484 gegründet, wohl Wunscherfüllung für die patrizische Oberschicht, die in der Nicht-Bischofsstadt Bern ein Domkapitel zur standesgemäßen Unterbringung nachgeborener Söhne schmerzlich vermisst haben dürfte, 1528 im Zeichen der Reformation schon wieder aufgehoben, einer Institution aus unmittelbarer Nähe von Thürings Lebenswelt also, wurde immerhin konstatiert: „[dass] Bern mit seinen aufwendigen Bemühungen um eine schöne Pfarrkirche, einen wohlgestalteten Gottesdienst und um die Verehrung des Stadtheiligen gegenüber anderen Städten einen *beträchtli-*

Unbestreitbar auch, dass Thüring mit seinem literarischen Geschmack unter den Zeit- und Standesgenossen in einer – zur Wahrung historischer Proportionen wäre dieser Hinweis wichtig – jungen,²⁴ kleinen und erst im Aufstieg²⁵ befindlichen Stadt lebt; in einer Stadt, die aus nationalsprachlicher Sicht betrachtet an der Peripherie liegt: Periphere Stellung am Rand der Romania, was sich ja aber gerade mit Blick auf die Situation literarischen Transfers bei der ‚Melusine‘ gut reimt. Und ganz allein stand er mit seinen Interessen möglicherweise doch nicht: Für 1467 ist eine über den sich nennenden Schreiber und dann den Erstbesitzer, den Twingherrn²⁶ *Joerg Friburger von bern*, genauer verortbare, bis heute in Bern verbliebene ‚Parzival‘-Handschrift²⁷ nachweisbar. Mindestens über den Titel in der zitierten ‚Lektüreliste‘ Thürings leicht verbindbar ist sodann die deutsche Version C des ‚Pontus und Sidonia‘; auch hier führt der nachweisbare Buchbesitz in das bernische Pa-

chen Rückstand aufwies“ (so Kathrin Tresp-Utz: Das Kollegiatstift St. Vinzenz in Bern. Bern 1985, S. 210; Hervorhebung von mir).

²⁴ Zur Erinnerung: Ein genaues Gründungsdatum lässt sich für Bern nicht geben; jedenfalls aber liegen die Anfänge eher gegen Mitte bis Ende der hochmittelalterlichen Phase von Stadtgründungen im deutschen Raum, also um 1200. Die heute aufgegebenen Vorstellung einer aufs Jahr und auf ein urkundlich bezeugtes Datum festlegbaren Gründung hat in der neueren Forschung einer differenzierten Diskussion des Phänomens im Spannungsfeld von ‚gegründet‘ versus ‚gewachsen‘ Platz gemacht; vgl. dazu: Rainer C. Schwinges (Hg.): *Berner Zeiten. Berns mutige Zeit. Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt*. Bern 2003, darin namentlich die Beiträge von Armand Baeriswyl (S. 81–99) und die Beiträge Verschiedener zur Stadtgründungssage (S. 21–28).

²⁵ Der politisch folgenreiche (Mit)Sieg Berns über den burgundischen Herzog Karl den Kühnen 1476/1477 liegt zwanzig Jahre nach der Niederschrift der deutschen ‚Melusine‘; Thüring hat ihn als bereits älter gewordener Mann erlebt. Übrigens vielleicht mit gemischten Gefühlen brachte dieser militärisch-politische Erfolg seiner Stadt zugleich eine schwere Niederlage für die Welt des burgundischen Hochadels, zu dem Thüring über seinen Widmungsempfänger in Verbindung stand und aus welcher er vielleicht seine französische Vorlage bezogen hatte.

²⁶ Auch Thüring lässt sich standesmäßig über diesen Begriff einordnen; vgl. dazu den Beitrag von Regula Schmid über den Twingherrenstreit, an dem auch Thüring beteiligt war: Regula Schmid: Der Twingherrenstreit. In: Ellen J. Beer u. a. (Hgg.): *Berns große Zeit. Das 15. Jahrhundert neu entdeckt*. Bern 1999, S. 335–341, hier S. 335; oder auch den Beitrag ‚Twingherrenstreit‘ im elektronischen Historischen Lexikon der Schweiz (Kathrin Utz Temp: Twingherrenstreit. In: *Historisches Lexikon der Schweiz [HLS]*. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017165/2013-11-05/> [Zugriff: 23.7.2020]).

²⁷ Vgl. Gabriel Viehhauser: Wolfram von Eschenbach, Parzival. In: *Burgerbibliothek Bern* (Hg.): *Schachzabel, Edelstein und der Gral. Spätmittelalterliche Handschriftenschatze der Burgerbibliothek Bern*. Bern 2009 (Passepartout), S. 26–33. Es handelt sich um Hs. G^x.

triziat – freilich in die Generation nach Thüning.²⁸ – Annähernd zwei Generationen später liegen sogar zwei weitere in Bern entstandene Zeugnisse für den frühneuhochdeutschen Prosaroman, Wilhelm Zielys ‚Olwier und Artus‘ und ‚Valentin und Orsus‘, vor.²⁹ Abgesehen von der auch bei Ziely gegebenen Transferkonstellation – französische Vorlage, deutsche Adaptation – lässt sich zu Thüning auch eine Traditionslinie über die Frage der Fiktionalität herstellen. Ziely nimmt – freilich ohne einen Namen zu nennen – Bezug auf Thürings Vorwort und entwickelt in teilweise wörtlichem Rückgriff darauf eine „poetologische Begründung fiktionaler Wahrheit“.³⁰

Damit sind wir bei unserer Suche nach anschließbaren Puzzle-Teilen kaum auf eine im Sinne unseres Gattungssystems direkt vergleichbare ‚narrative‘ Literaturproduktion, hingegen immerhin auf die bereits erwähnte deutliche Grenzziehung Thürings als wichtigstes Ergebnis gestoßen: *darumb dis buch für ein worheit geschriben vnd erzelt werden mag*. Sie separiert die ‚Melusine‘ von ‚Pontus und Sidonia‘ ebenso wie vom ‚Parzival‘ und nähert sie einem Genre, das sich im nicht allzu lebhaften bernischen Literaturleben des 15. und frühen 16. Jahrhunderts freilich erheblicher Gunst erfreute: der historischen Chronik.³¹

Schließen wir unsere erste Annäherung an die Frage der Kanonwürdigkeit der Thüring’schen ‚Melusine‘ mit einer Zwischenbilanz über ihren Autor. Thüning ist Autor *unius libri*, über einen Seitenweg – will sagen: über Standesbewusstsein und historischen Sinn in einer Lebensordnung, die politisches Handeln statt Bücherschreiben für ihn vorsah –, ist er vorübergehend zum

²⁸ Ein Sammelband aus Beständen der Berner Burgerbibliothek (2 Ms. Mül. 619); Besitzer war Kaspar von Mülinen (1481–1538); über das Werk: Reinhard Hahn: Pontus und Sidonia in der Berner Fassung. In: Daphnis 32 (2003), S. 289–350 (mit Edition); ferner: Kristina Streun: Pontus und Sidonia (Fassung C). In: Deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. 11 (2004), Sp. 1259f.

²⁹ Vgl. Christine Putzo: Wilhelm Ziely. In: Frühe Neuzeit in Deutschland 1520–1620. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon, Bd. 6 (2017), Sp. 641–646.

³⁰ So Putzo: Wilhelm Ziely (Anm. 29), Sp. 644; ausführlicher dazu dies.: Wilhelm Ziely (Olwier und Artus, Valentin und Orsus) und das Fiktionsproblem des frühneuhochdeutschen Prosaromans. In: Oxford German Studies 40 (2011), S. 125–152.

³¹ Erwähnt seien bernische private oder amtliche Chroniken aus der zeitlichen Nähe Thürings: so jene von Konrad Justinger, von dessen Fortsetzer Benedikt Tschachtlan und von Heinrich Dittlinger, ferner: Diebold Schilling d. Ä. mit gleich drei Chronikwerken (über alle Autoren informieren: Deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon und das HLS. <https://hls-dhs-dss.ch/de/> [Zugriff: 23.07.20]).

Schreiben gekommen. Wenig Zweifel bestehen, dass er sich nicht über Kenntnisse der Antike³² als ‚Klassiker‘ im engeren Wortsinn empfiehlt. Bei eigener durchaus kritischer Einschätzung seines sprachlichen Könnens³³ (immerhin eine fundamentale Voraussetzung für einen, der schreibt) verfügte er über Ausdauer genug, einen 7000 Verse umfassenden französischen Versroman in deutsche Prosa zu übersetzen und dabei auch eigene Akzente zu setzen. Dies in einer Welt, in der literarische ‚Anregungen‘ – ein Faktor, den wir wohl in seiner Bedeutung für das Werden eines ‚Klassikers‘ hoch einzuschätzen haben – vermutlich kaum allzu häufig, intensiv und vielfältig gewesen sein dürften.³⁴ Genügt das für einen Klassiker?

2. Rezeption

Neben den autor- und werkbezogenen Kriterien für die Kanonizität der ‚Melusine‘ stehen jene, die sich allenfalls aus ihrer Rezeption ergeben. Ein erster Indikator für das Leserinteresse mag in der Häufigkeit der Überlieferung gesucht werden. Wir zählen 17 Handschriften³⁵ (die jüngste datierte von

³² Lateinkenntnisse dürfen wohl bei ihm vorausgesetzt werden, zitiert er doch, unabhängig von seiner Vorlage, in der ‚Melusine‘ Seneca und Augustinus.

³³ Thüring sind sicher einige Übersetzungsfehler unterlaufen, an anderen Stellen könnte seine Vorlage mit dem Original Mängel aufgewiesen haben; vgl. dazu: Ringoltingen: Melusine 1456 (Anm. 12), Bd. 2, S. 8 (*kurbisforft*), 10 (*turftbrunnen*), 13 (*karthule*), 38 (*in vatter*), ebd. (*zu garāde*).

³⁴ Vgl. Zahnd: Bildungsverhältnisse (Anm. 5); die recht zahlreichen Erwähnungen Thürings erschlossen über das Namensregister des Bandes, manches zwar nicht frei von grobem Irrtum (S. 113: Ulrich von Erlach als Vermittler des französischen Romans) oder Bezugnahme auf mittlerweile überholte germanistische Positionen (S. 150: Roloffs ‚Bürgerlichkeits-These‘, dazu nachfolgend: Anm. 114) zeichnet Thüring als einen durch literarisches Interesse und Wissen unter seinen Standesgenossen auffallenden Außenseiter.

³⁵ Eine freilich mittlerweile ergänzungs- und korrekturbedürftige Zusammenstellung bietet Martina Backes: Fremde Historien. Untersuchungen zur Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte französischer Erzählstoffe im deutschen Spätmittelalter. Tübingen 2004 (Hermaea. Germanistische Forschungen NF 103), S. 103–110; die gewichtigste Ergänzung betrifft die 2009 publizierte Auffindung einer 17. Handschrift (Abschrift des Augsburger Bämle Drucks von 1489, GW 12220), vgl. Tina Terrahe: Handschriftenfunde zur Literatur des Mittelalters. 188. Beitrag. Eine neue Handschrift der ‚Melusine‘ Thürings von Ringoltingen. In: ZfdA 138 (2009), S. 50–52; nachgeführt die Liste im Handschriftencensus. <http://www.handschriftencensus.de> (Zugriff: 23.07.2020).

1483),³⁶ sodann 10 Inkunabeldrucke, ferner im 16. Jahrhundert 19 Drucke, im 17. deren 4, im 18. schließlich 23 – total also 56.³⁷

Nun zögert man aus grundsätzlichen methodischen Skrupeln, bei einem vormodernen Text unter Berufung auf diese Zahlen und mit Anwendung einer rein quantitativen Optik die ‚Melusine‘ auf eine Allzeit-Besten-Liste des frühneuhochdeutschen Prosaromans³⁸ zu setzen – sogar, wenn eigentlich kein ernsthafter Konkurrent aus genau dieser Klasse zu sehen ist: Chronologisch gesehen, bereits in der Druckära auf den Weg zum Rezipienten gebracht, tritt das Werk diesen Kursus zunächst ja noch in handschriftlicher Form an, überholt dabei bezüglich ‚Laufzeit‘ und Typus näher vergleichbare³⁹ Werke spielend: Die etwa um eine Generation älteren vier Romane der Elisabeth von Nassau-Saarbrücken (‚Herpin‘, ‚Sibille‘, ‚Loher und Maller‘, ‚Huge Scheppe‘) bringen insgesamt gerade zehn Textzeugen in die Bilanz.⁴⁰ Die anonyme Prosafassung des von Johann von Würzburg im frühen 14. Jahrhundert ge-

³⁶ Doch die handschriftliche Überlieferung kann ‚bis ans Ende des 15. Jhs.‘ dauern: Genaueres geben die mehrheitlich undatierten Überlieferungsträger freilich nicht her.

³⁷ Die Zahlen nach der Zusammenstellung in: Ursula Rautenberg u. a. (Hgg.): *Zeichensprachen des literarischen Buchs in der frühen Neuzeit. Die ‚Melusine‘ des Thüring von Ringoltingen*. Berlin 2013, S. 6–9. Es handelt sich um eine summarische Auflistung; ersatzweise können die freilich nur bis ans Ende des 17. Jhs. reichenden ausführlicheren Angaben zur Drucküberlieferung bei Bodo Gotzkowsky beigezogen werden: „Volksbücher“. Prosaromane, Renaissancenovellen, Versdichtungen und Schwankbücher. Bibliographie der deutschen Drucke. Teil I: Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts. Baden-Baden 1991 u. Teil II: Drucke des 17. Jahrhunderts. Baden-Baden 1994 (Bibliotheca Bibliographica Aureliana 125 u. 142), dort je: S. 105–125, 39–41.

³⁸ Einen raschen Überblick über den umfangreichen und schon nur durch Heterogenität schwer überschaubaren Bestand dieser Textgruppe bietet André Schnyder: *Das Corpus der frühneuhochdeutschen Prosaromane. Eine tabellarische Übersicht als Problemaufriss*. In: Catherine Drittenbass u. d. (Hgg.): *Eulenspiegel trifft Melusine. Der frühneuhochdeutsche Prosaroman im Licht neuer Forschungen und Methoden. Akten der Lausanner Tagung vom 2. bis 4. Oktober 2008 in Zusammenarbeit mit Alexander Schwarz*. Amsterdam 2010 (Chloe 42), S. 546–556.

³⁹ Vergleichbarkeit wird hier als gegeben angenommen durch: relativ späte Entstehung (damit geringe Rezeptionsdauer in der Handschriftenära, Bestimmung für ein (hoch)adliges, mindestens patrizisches Publikum, Prosa-Umgestaltung einer älteren, womöglich nicht deutschsprachigen Vorlage.

⁴⁰ Vgl. die Zusammenstellung bei Hans Hugo Steinhoff: *Elisabeth von Nassau-Saarbrücken*. In: *Deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Bd. 2 (1980), Sp. 482–488, hier Sp. 483–486; der aktualisierte online Handschriftenzensus (<http://www.handschriftenzensus.de> [Zugriff: 25.07.2020]) bringt demgegenüber keine wesentlichen Änderungen (einzig: die früher verschollene fünfte Hs. des ‚Loher und Maller‘ befindet sich jetzt in der UB Heidelberg). Vgl. auch den Beitrag von Lina Herz in diesem Band.

dichteten Romans ‚Wilhelm von Österreich‘ von 1477 liegt in einer einzigen Sammelhandschrift vor. Von den immerhin drei Versionen des ‚Pontus und Sidonia‘ besitzen wir noch sieben Zeugen. Einzig die ‚Griseldis‘ des Heinrich Steinhöwel – über die Lebensdaten ein geringfügig älterer Zeitgenosse Thürings, durch Vita und schriftstellerisches Profil⁴¹ jedoch deutlich von diesem abzuheben – kommt mit 14⁴² Handschriften in die Nähe der ‚Melusine‘; dabei vertritt Steinhöwels Übersetzung der lateinischen Bearbeitung von Boccaccios letztem ‚Decamerone‘-Stück (10,10) durch Petrarca mit ihrer Humanismuskäthe einen doch etwas anderen Werktypus als die ‚Melusine‘.

Das eben Gesagte verdeutlicht durch die Häufung von Fakten, die einer hermeneutisch ansetzenden Literaturwissenschaft als unerheblich gelten, und durch den Gestus der Relativierung ein charakteristisches Problem quantitativ ausgerichteter Rezeptionsgeschichte für vormoderne Literatur. Gerade die Aufbereitung der schlichten Zahlen, die stracks zur gesuchten Antwort auf die Kanonizität eines Werks zu führen scheinen, zwingt zu allerlei Nebenwegen – nicht zu reden von den Mühen, überhaupt die Ausgangsdaten zu erheben. Dies zeigt sich exemplarisch bei der nächsten Stufe der Überlieferungsgeschichte, den gedruckten Ausgaben der Thüring’schen ‚Melusine‘. Hier lassen sich zwar für die Phase der Inkunabeln dank einem entsprechenden Repertorium, dem ‚Gesamtkatalog der Wiegendrucke‘, die vorhandenen Zeugen recht rasch ermitteln – samt vielen für unsere Frage wertvollen Zusatzinformationen über Drucker, Druckorte, Buchausstattung u. ä. Doch dann, im 16. Jahrhundert, läuft die Überlieferung von Thürings Roman weiter. Und da beginnen für die bibliographische Recherche Probleme der Ermittlung, deren Lösung erst dank ständig weiter getriebener Digitalisierung von Bibliothekskatalogen und

⁴¹ Vgl. zur Frage der Autorenprofile: Müller: Volksbuch/Prosaroman (Anm. 21), S. 30: die Autoren sind „überwiegend durch Tätigkeiten in städtischer oder fürstlicher Verwaltung, Kanzlei, Ratskollegien, Diplomatie ausgewiesen [...]“. Es handelt sich nicht um eine sozial homogene Gruppe [...].“

⁴² Das ‚Verfasserlexikon‘ (Gerd Dicke: Steinhöwel, Heinrich. In: Deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. 9 [1995], Sp. 258–278, hier Sp. 264) kennt erst deren 10; Ergänzungen durch den Handschriftencensus (Anm. 40), s. v. (Zugriff: 26. Juli 2020).

alten Drucken nach 2000 mit der Aussicht auf belastbare Ergebnisse⁴³ überhaupt in Angriff genommen werden können.⁴⁴ Dennoch: setzt man 1474 und 1800⁴⁵ als Grenzmarken eines Zeitraums von 326 Jahren und rechnet man mit 56 für uns noch sicher fassbaren bzw. vorhandenen Drucken, dann ergibt sich, dass da durchschnittlich etwa alle 6 Jahre im deutschen Sprachraum Thürings *histori* neu aufgelegt worden ist. Damit befindet sich die ‚Melusine‘ bei Longsellern wie dem ‚Fortunatus‘ und dem ‚Eulenspiegel‘.⁴⁶ Für den Standpunkt einer aktuellen universitären Unterrichtspraxis ergibt sich daraus ein triftiges Argument für die Kanonizität der ‚Melusine‘: Ihre Kenntnisnahme verbunden mit der Beschäftigung mit den Zeugnissen ihrer Rezeption öffnet den Zugang zu einem halben Jahrtausend⁴⁷ deutscher Sprach-, Literatur- und Kulturgeschichte im europäischen Kontext – eingeräumt dabei freilich, dass dies auch mit anderen Werken des Mittelalters möglich ist.

Bei einer ersten näheren (wiewohl nicht genau und vollständig kollationierenden) Prüfung dieser langen Textzeugenreihe ergibt sich der Eindruck,

⁴³ Ein nun schon fast ein Jahrhundert zurückliegender Versuch der Bibliographie deutet die Schwierigkeiten bereits im Titel an: Paul Heitz u. François Ritter: Versuch einer Zusammenstellung der deutschen Volksbücher des 15. und 16. Jahrhunderts nebst deren späteren Ausgaben und Literatur. Straßburg 1924.

⁴⁴ Die Ergebnisse des längst abgeschlossenen Erlanger Forschungsprojekts zur Druckgeschichte der ‚Melusine‘ sind bis dato nicht publiziert.

⁴⁵ Das Jahr 1800 bietet sich als ‚rundes‘ Datum an; naturgemäß lässt es sich (anders als 1474, das Erscheinungsjahr der beiden frühesten Drucke) schwer als Stichdatum rechtfertigen. Auch nach 1800 erscheinen noch Drucke in der Tradition des 18. Jhs. (vgl. Gruppe VII in der Zusammenstellung bei Rautenberg u. a. [Hgg.]: Zeichensprache [Anm. 37], S. 7 u. 13). Als ‚genaue‘ Grenze böte sich allenfalls 1807 an, das Erscheinungsjahr des begriffsgeschichtlich folgenreichen Traktats über die ‚teutschen Volksbücher‘ von Josef Görres (Anm. 1).

⁴⁶ Die Zahlen (Basis: Gotzkowsky: Volksbücher [Anm. 37]) beziehen sich auf heute noch sicher greifbare Drucke aus dem 16. und 17. Jh.: ‚Fortunatus‘: 37 Ausgaben, ‚Eulenspiegel‘ deren 32; für die ‚Melusine‘ weist er 34 Drucke nach. Man beachte zum einen, dass die beiden genannten Werke vom Typus her mit der ‚Melusine‘ nicht vergleichbar sind, und zum andern, dass Gotzkowskys Census an Gründlichkeit sich wohl nicht mit jenem des Erlanger Projekts, das unter anderen Bedingungen arbeitend für die ‚Melusine‘ 56 Treffer erbrachte, vergleichen lässt; zudem erfasst er nur Befunde bis 1700, nicht wie dort bis ins 19. Jh.

⁴⁷ Richtet man den Blick auf die Vorgeschichte der Melusine-Figur im Zeichen einer Geschichte der Feen-Vorstellung, verlängert sich diese kulturgeschichtliche Perspektive auf mindestens ein Jahrtausend (wenn man die vorchristliche Antike ausklammert).

dass mindestens der Text⁴⁸ der ‚Melusine‘ in der literarischen Tiefenstruktur⁴⁹ wenig Veränderungen erfahren hat. Ein in diesem Zusammenhang wichtiger, dabei gut sichtbarer Befund ist, dass die ‚Melusine‘ ihrem Autor-Übersetzer mit der Zeit abhandenkommt. Zeittypisch besaß das Werk bei Entstehung keinen Titel mit Autornennung; jedoch hatte sich Thüring zusammen mit dem Widmungsempfänger in Vor- und Nachwort genannt. In der Inkunabel-Phase mit ihren 10 Zeugen blieb die Nennung in korrekter Form erhalten. Doch mit dem ältesten Druck des 16. Jahrhunderts (Straßburg: Matthias Hupfuff 1506) setzen, vorerst wenig auffällig, Veränderungen ein; der Autor erscheint nun als: *ich N. Thüringē genante vō Ringeltlingen gelegē by Bern in Vchtlande*.⁵⁰ Da steht unversehens eine Vornamensinitiale, die als Adelsprädikat umdeutbare Herkunftsbezeichnung ist jetzt als solche vereindeutigt (und

⁴⁸ Damit ist angedeutet, dass die ‚Melusine‘ seit ihren handschriftlichen Anfängen von Bildern begleitet wird. Geht man von einem extensiven Text-Begriff aus, können diese Illustrationen nicht als ‚Zutat‘, sondern als je nach Textzeuge sorgfältig geplante oder mindestens nicht unerhebliche graphische Erweiterung der Erzählung in Worten gelten. Vom erwähnten Erlanger Projekt, das die Ambition hatte, auch diesen Aspekt zu erhellen, ist m. W. einzig die folgende, Teilaspekte untersuchende Arbeit erschienen: Simone Hespers: Das Repräsentationssystem Bild im gedruckten Buch. Kunsthistorische Überlegungen zu Überlieferungssträngen und Rezeptionsästhetik der Illustrationen im Melusineroman Thürings von Ringoltingen (15. und 16. Jahrhundert). In: Daphnis 39 (2010), S. 135–220. Von dritter Seite wurde der mediale Aspekt des Romans untersucht durch: Catherine Drittenbass: Aspekte des Erzählens in der ‚Melusine‘ Thürings von Ringoltingen. Dialoge, Zeitstruktur und Medialität des Romans. Heidelberg 2011 (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte). Die nach 2006 erschienenen recht zahlreichen kunsthistorisch ausgerichteten Arbeiten etwa von Kristina Domanski oder Nicolas Bock können hier aus Platzgründen nicht detailliert bibliographiert werden; sie sind über Suchmaschinen leicht zu ermitteln.

⁴⁹ Anders verhält es sich mit der sprachlichen Außenseite. Hier, bei Orthographie, Lautung, Syntax, Vokabular, vollziehen sich im Rahmen der Entstehung einer nhd. schriftsprachlichen Norm bedeutende Verschiebungen. Dabei gestatten es die zahlreichen, dicht aufeinanderfolgenden, aus verschiedenen Räumen stammenden Drucke, diese Veränderungen eines gleichen Textes genau zu studieren (vgl. Mechthild Habermann: *Ein lautſchallendes Vivat*. Partizipialattribut und Partizipialkonstruktion in der ‚Melusine‘-Überlieferung des 18. Jahrhunderts. In: Sarah Kwekkeboom u.a. [Hgg.]: *PerspektivWechsel oder: Die Wiederentdeckung der Philologie*. 2 Bde. Berlin 2016, Bd. 1, S. 413–436, hier S. 417) – ein zusätzliches Argument übrigens für die Kanonwürdigkeit des Werks im universitären Unterrichtsbetrieb. – Eine breit ansetzende und tief bohrende Untersuchung bietet: Martin Behr: *Buchdruck und Sprachwandel. Schreibsprachliche und textstrukturelle Varianz in der ‚Melusine‘ des Thüring von Ringoltingen (1473/74–1692/93)*. Berlin 2014 (*Lingua Historica Germanica* 6). Eine Spezialfrage anhand des ‚Melusine‘-Corpus erörtert: Habermann: *Ein lautſchallendes Vivat* (Anm. 49), S. 413–436.

⁵⁰ Gegenüber von: *ich/ Thüring von Ringol/tingē von bern vß vcht lant* (im wohl ältesten Druck, Basel 1473/4).

– mindestens für Kenner der lokalen Geographie – verzerrt). Zudem stolpert der Setzer (und der Leser) über die Häufung von Labialen und Dentalen in diesem Zusatz. Der Vorname bietet ohnehin deutschen Lesern die falsche Assoziation an die gleichnamige mitteldeutsche Region an. In späteren Varianten der langen Druckgeschichte werden sich diese Verständnisprobleme noch verschärfen. Umstellungen des Vorwortes an das Werkende und Tilgung des Nachwortes kommen dazu. Dabei ist der Name dieses Verfassers eines ‚einzigen Buches‘ (vgl. oben, S. 112) – durch keinerlei Nachruhm geschützt: Keines der im 17./18. Jahrhundert kompilierten Lexika gelehrter Leute nennt Thüring: Der Weg für den Volksbuchmythos, der Leser der Romantik in Beschlag hält, ist geebnet, wenngleich noch nicht beschritten.

Eine markante und einschneidende Veränderung erfährt das Werk durch seine undatierte Umarbeitung zur ‚Historischen Wunder=Beschreibung‘ (HWb); entstanden wohl im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts beherrscht sie mit wenigstens 15 erhaltenen Drucken⁵¹ weitgehend die Überlieferung des Romans im 18. Jahrhundert. Der Bearbeiter tritt zwar in einem Vorwort kurz an die Rampe, freilich ohne sich oder einen allfälligen Auftraggeber zu nennen. Sowohl der Titel wie auch dieses Vorwort mit der Setzung von (pseudo)geographischen Frankreichbezügen einerseits und den Anspielungen an antike Mythologie andererseits scheinen einen Balanceakt zwischen faktengegründeter Historiographie und Romanfiktion anzustreben. Das entspricht – mindestens *prima vista* – dem Thüring’schen Standpunkt. Auch das Historizitäts-Argument Thürings wird übernommen – freilich mit einer Rückung hin zu Skepsis und vielleicht Ironie.⁵² ‚HWb‘ nimmt am *plot* der alten ‚Melusine‘ keine einschneidenden Veränderungen vor. Zuerst und am stärksten ins Auge fällt die Anpassung der Sprache, einerseits des Frühneuhochdeutschen,

⁵¹ Vgl. Rautenberg u.a. (Hgg.): Zeichensprache (Anm.37), S.7, 12; die Ansetzung von zwei Traditionslinien der Drucke (V und VI) bleibt für Außenstehende solange nicht nachvollziehbar, als die Druckbeschreibungen des Erlanger Projekts nicht veröffentlicht und ausgewertet worden sind (vgl. Anm.44). Eine genaue Titelaufnahme dieser 15 Drucke bei Schnyder (Hg.): Historische Wunder=Beschreibung (Anm.3), S.1–4.

⁵² Vgl. *Aus ihr sollen nachmals sehr grosse und mächtige Stamm=Häuser [...] entsprossen/ vnd also deren Begebenheit als eine wahre Geschicht/ von vielen geglaubet seyn worden* (Zitat nach: Schnyder [Hg.]: Historische Wunder=Beschreibung [Anm.3], S.12).

das Thüring schrieb, an den seither eingetretenen schriftsprachlichen Wandel, andererseits an „zeitgenössische Prestigenormen für einen literarischen Text“.⁵³

Gehen wir über zur Frage nach Inhalten dieser Rezeption auf Grund einschlägiger Zeugnisse⁵⁴ und nicht bloß der Werkbibliographie, dann sehen wir uns fast hundert Belegen⁵⁵ aus dem genannten Zeitraum gegenüber. Sie sind von großer Heterogenität: Bücherlisten und Besitzereinträge in Handschriften und Drucken, kurze Leserkommentare und ausführliche Reflexionen über Aspekte des Romans, produktive Weiterbildungen desselben in verschiedenen literarischen Formen und Bezugnahmen auf Themen der *histori* in anderen nicht-narrativen Kontexten stehen da nebeneinander.⁵⁶

⁵³ So Andreas Lötscher: *„Auf ein Neues übersehen/ mit reinem Teutsch verbässert“*. Grundzüge der Textgestaltung in der ‚HWb‘. In: Schnyder (Hg.): *„Historische Wunder=Beschreibung“* (Anm. 3), S. 609–658. – Die Sicht des Sprachwissenschaftlers ist durch jene der Literaturwissenschaft zu ergänzen: Die ‚Melusine‘ steht um 1725 in einem literarisch völlig veränderten Kontext; dazu in der erwähnten Textedition der Beitrag von Florian Gelzer: Die ‚HWb‘-Fassung der ‚Melusine‘ im Umfeld der Romanproduktion und -reflexion des frühen 18. Jahrhunderts. In: ebd., S. 689–702.

⁵⁴ Zugrunde liegt dem Folgenden die Zusammenstellung in: Schnyder (Hg.): *Historische Wunder=Beschreibungen* (Anm. 3), S. 470–516. – Bei den folgenden Bezugnahmen auf dort abgedruckte Belege erfolgt nur Kurzverweis mit Seitenangabe im Haupttext.

⁵⁵ Die erwähnte (Anm. 3) Testimoniensammlung – sie kann und will keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit erheben – liefert im Einzelnen: fürs 15. Jh. 7, fürs 16. Jh. deren 28, fürs 17. Jh. 23 und fürs 18. Jh. 31 Belege (gezählt wurde dabei nach Jahresrubriken, nicht nach Einzelstücken etwa aus ein und demselben Werk). – Die literarische Rezeption von Stoff und Figur bis an die Schwelle des 20. Jhs. anhand ausgewählter, breit analysierter Zeugnisse untersucht: Claudia Steinkämper: *Melusine – vom Schlangenweib zur „Beauté mit dem Fischschwanz“*. Geschichte einer literarischen Aneignung. Göttingen 2007 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 233). Zur Rezeption in der Musik des 19. Jhs. vgl.: Achim Diehr: *Poetische Entgrenzung in der musikalischen Romantik: Vertonungen des Melusine- und Undinenstoffes bei E.T.A. Hoffmann und Felix Mendelssohn-Bartholdy*. In: André Schnyder u. Jean-Claude Mühlethaler (Hgg.): *550 Jahre deutsche Melusine – Coudrette und Thüring von Ringoltingen. 550 ans de Mélusine allemande – Coudrette et Thüring von Ringoltingen*. Beiträge der wissenschaftlichen Tagung der Universitäten Bern und Lausanne vom August 2006. Actes du colloque organisé par les Universités de Berne et de Lausanne en août 2006. Bern 2008 (TAUSCH 8), S. 63–81; zur Rolle Melusines im Denken C. G. Jungs vgl. André Schnyder: *Carl Gustav Jung als Leser der ‚Melusine‘? Beobachtungen und Überlegungen im Blick auf sein Exemplar der ‚Historischen Wunder-Beschreibung‘ (HWb)*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 138 (2016), S. 607–619.

⁵⁶ Zudem wird man sich vergegenwärtigen, dass bei weitem nicht überall, wo der Name ‚Melusine‘ fällt, direkte Kenntnisnahme des Romans (was ja unsere Ausgangsfrage eigentlich voraussetzt) angenommen werden kann. Einzelne Rezipienten (etwa Vivès oder Vecerius) kennen wohl eine der beiden französischen Fassungen, sehr viele andere haben von Figur und Geschichte gehört, nicht gelesen.

Der Versuch des Sammlers, aus Anlass des vorliegenden Artikels ab ovo diese Zeugnisse erneut durchzugehen und auszuwerten, stieß rasch auf verschiedene Bedenken und Zweifel. Es widerstrebte, bereits publizierte⁵⁷ und leicht zugängliche Überlegungen und Beobachtungen hier erneut durch den Fleischwolf der Forschung zu treiben – umso mehr, als die jetzt gegebene Beschränkung des Umfangs zu Kürzung und pauschalisierender Flüchtigkeit führen muss. Es scheint deshalb sinnvoller, aus der Optik der Kanonizität die Rezeptionszeugnisse zur ‚Melusine‘ des genannten Zeitabschnittes zu prüfen.

Da findet man wohl vorerst das banale Faktum, dass ein Text über Jahrhunderte hin im Bewusstsein lesender Schichten als lesenswert betrachtet wurde, dass man – falls eine diesbezügliche explizite Reflexion (und nicht einfach das bloße Zugreifen, Aufschlagen und Lesen) praktiziert wurde – sich also das Buch beschaffte, das wiederum im charakteristischen Zirkel von Nachfrage und Angebot durch Drucker und Buchhändler für Interessenten bereit gehalten werden konnte.

Gab es Stimmen jenseits von Mund-zu-Mund-Propaganda oder uninformativer Spontanlektüre, welche die ‚Melusine‘ als lesewürdig definierten? Die Frage kann uns vorerst zu einem negativen Befund führen: Einige Stimmen plädieren für die Nicht-Lesewürdigkeit des Werks, plädieren gar für Zensur. Hierher gehört etwa das scharfe Urteil des spanischen Humanisten Juan Luis Vivès in seinem Traktat über die Erziehung von Frauen (1523).⁵⁸ In die gleiche intellektuelle Umgebung führt – wenn man das von der Forschung beiden Autoren verliehene Etikett ‚Humanist‘ einmal akzeptiert – die ebenfalls negative, freilich nicht gerade zur staatlichen Zensur aufrufende Beurteilung des Romans beim Zeitgenossen Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (1530).⁵⁹ Allerdings differieren die Standpunkte der beiden Kritiker ebenso wie die Hintergründe ihrer Negativbewertung. Vivès schreibt einen pädago-

⁵⁷ Vgl. André Schnyder: *Rezeption der Rezeption: Zu den Rezeptionszeugnissen des ‚Melusine‘-Romans aus dem 15. bis 18. Jahrhundert*. In: Peter Hvilshøj Andersen-Vinilandicus u. Barbara Lafond-Kettlitz (Hgg.): *Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750) III. Beiträge zur dritten Arbeitstagung in Wissembourg/Weißenburg (März 2014)*. Bern u.a. 2015 (Jahrbuch für internationale Germanistik A 120), S. 91–135.

⁵⁸ Schnyder (Hg.): *Historische Wunder=Beschreibungen* (Anm. 3), S. 473.

⁵⁹ Ebd., S. 474.

gischen Traktat, Agrippa eine Generalabrechnung mit dem Wissenssystem seiner Zeit.⁶⁰ Seine Verurteilung geht gerade vom Anspruch des Werks, eine *histori* zu sein, aus, bestreitet diesen im Namen eines alltagserprobten Faktizitätsanspruchs und fällt das Urteil ohne Rekursmöglichkeit: *fabulosa* [...] *ac fabulis fabulosiora* sind die Inhalte dieser Romane und zugleich *inerudita deliramenta*.⁶¹ Demgegenüber prangert Vivès zwar nebenbei auch die faktischen Unwahrscheinlichkeiten in den gelisteten Büchern an, doch steht bei ihm ein bedrückender Moralismus⁶² im Vordergrund. Dieser visiert die zwei in der Zeit angeblich vorherrschenden Themen der Literatur an: *bella aut amor*. Beide sind vorab für Frauen ungeeignet; einschlägige Bücher sollten ebenso wie entsprechende Lieder von der Obrigkeit verboten werden.⁶³

Im 17. Jahrhundert wird diese Position von einigen Autoren übernommen, wobei Kontext und sprachliche Formulierung für manche Modifikationen des Urteils sorgen: so Johann Michael Moscherosch (1642),⁶⁴ Johann Heinrich

⁶⁰ Freilich existiert in der aktuellen Forschung kein Konsens über die genaue Stoßrichtung von ‚De incertitudine‘; vgl. dazu: Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim. In: Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon, Bd. 1 (2008), Sp. 33.

⁶¹ Vgl. Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim. Opera. Hg. v. Richard H. Popkin. 2 Bde. Hildesheim 1970, Bd. 2, S. 26; eine deutsche Übersetzung bietet: Agrippa von Nettesheim. Über die Fragwürdigkeit, ja Nichtigkeit der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Mit einem Nachwort hg. v. Siegfried Wollgast, übers. u. mit Anm. vers. v. Gerhard Güpner. Berlin 1993.

⁶² Dass durchaus nicht alle Zeitgenossen diese Sichtweise hatten, zeigt sich etwa im Versuch Georg Spalatins, die von Veit Warbeck für den kursächsischen Hof angefertigte Übersetzung der französischen ‚Magelone‘ (sie erscheint ebenfalls auf der Negativliste des Vivès) in der Vorrede als Lektüre für protestantische Mädchen und Frauen zu präsentieren; vgl. Magelone. In: Romane des 15. und 16. Jahrhunderts. Nach den Erstdrucken mit sämtlichen Holzschnitten. Hg. v. Jan-Dirk Müller. Frankfurt 1990 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 1/1), S. 587–678, hier S. 589–592). Einige Stellen bei Vivès scheinen auch zu belegen, dass die genannten Titel von Zeitgenossen durchaus nicht umstandslos als ‚jugendgefährdend‘ eingestuft wurden – sofern sich der Moralist nicht einfach eine Gegnerschaft rhetorisch konstruiert.

⁶³ Einen deutlich anderen, durch unterschiedliche Perspektiven nuancierten, dabei von Ironie möglicherweise nicht freien Zugriff auf die Thematik melusinischer Ahnherrinnenschaft bieten die Ausführungen des luxemburgischen Humanisten Conrad Vecerius im Rahmen seines Traktats ‚Gesta imperatoris Henrici VII.‘ Der in der Sammlung der Rezeptionsdokumente gebotene Ausschnitt (vgl. Schnyder [Hg.]: Historische Wunder=Beschreibung [Anm. 3], S. 474f.) ist zu ergänzen durch Beizug von: Humanistica Luxemburgensia. La ‚Bombarda‘ de Barthélemy Latomus, les ‚Opuscula‘ de Conrad Vecerius. Textes édités, traduits et annotés par Myriam Melchior et Claude Loutsch. Bruxelles 2009 (Collection Latomus 321).

⁶⁴ Schnyder (Hg.): Historische Wunder=Beschreibungen (Anm. 3), S. 490.

Schill (1644),⁶⁵ Daniel Martin (1660)⁶⁶ und – mit expliziter Bezugnahme auf Vivès – von Conrad von Hoeveln (1666/1667).⁶⁷ Bei Gotthard Heidegger (1698)⁶⁸ paart sich ein gewisser Moralismus mit einer eher literaturtheoretisch begründeten Ablehnung der Gattung Roman – eine Beurteilung, die bei Zeitgenossen nicht unwidersprochen bleibt.⁶⁹

Die ‚Melusine‘ erscheint dann im 18. Jahrhundert unter der inhaltlich andersartigen Rubrizierung der ‚Geschmacklosigkeit‘ auf Negativlisten (Samuel Gotthold Lange, 1749).⁷⁰ Dem voraus liegen Zeugnisse bereits des 17. Jahrhunderts, in denen das Werk zusammen mit andern als Beispiel für Lektüren, die man allenfalls Jugendlichen verzeihen kann, die aber letztlich Zeitverschwendung darstellen – was wiederum im Rahmen frühneuzeitlicher, religiös geprägter Zeitökonomie einen moralischen Makel repräsentiert;⁷¹ von der Qualifizierung als Lektüre unreifer Jugendlicher zu jener als Buch für die Unterschicht ist es dann nur ein Schritt.⁷²

Auch wird das Werk gewiss nicht unbeeinflusst von aufklärerischer Anthropologie als Beispiel für die psychologische Unwahrscheinlichkeit der Figuren angeführt, so etwa von Wilhelm Ehrenfried Neugebauer (1753).⁷³ Und Testimonien aus dem späten 18. Jahrhundert belegen die aufklärerisch gefärbte Auffassung, die ‚Melusine‘ sei mit andern Texten Lesestoff der Unterschichten; deren beklagenswerte Geschmacksverirrung sollte jedoch im Geiste der Volksbildung durch Neugestaltung der Texte (minder deren Zensierung) auf bessere Wege gebracht werden (1785).⁷⁴

⁶⁵ Ebd., S. 490f.

⁶⁶ Ebd., S. 492f.

⁶⁷ Ebd., S. 493f.

⁶⁸ Ebd., S. 501f.

⁶⁹ Ebd., S. 502.

⁷⁰ Ebd., S. 506f.

⁷¹ Ebd., S. 497–499.

⁷² Ebd., S. 498f., 499f. Gerade bei den durch Detailreichtum ‚realistisch‘ wirkenden Schilderungen in den Romanen Beers wird man aber wohl skeptische Vorsicht bei deren allzu direkter Auswertung im Zeichen einer ‚Sozialgeschichte der Literatur‘ walten lassen. Womöglich ging es Beer vorab um die Konstituierung von ästhetisch akzeptablem großepischem Erzählen in Absetzung von einer älteren Praxis.

⁷³ Ebd., S. 507.

⁷⁴ Vgl. ebd., S. 510, 513f. und dort: Anm. 196. Dieser Ansatz begegnet schon 1749 bei Lange (vgl. ebd., S. 506f.). Die Idee einer Neukonzeption des Stoffes im Zeichen des gehobenen Geschmacks aufgeklärter Leserinnen wird von Justus F. W. Zachariae dann nicht nur

Solche Urteile können bereits per negationem belegen, dass die ‚Melusine‘ durch die Jahrhunderte verbreitet Lesestoff bei den Alphabetisierten, die aber nicht über eine akademische Ausbildung mit Griechisch- und Lateinkenntnissen verfügten, gewesen ist – eine Gruppe zwischen den Gelehrten⁷⁵ und der breiten Schicht der Analphabeten. Darunter befinden sich Handwerker,⁷⁶ Frauen (was aber in der Epoche als fragwürdig beurteilt wird),⁷⁷ Kinder und Jugendliche im ersten Lesealter.⁷⁸

Daneben zeigen die Belege des 18. Jahrhunderts in einer Langzeitperspektive auch Indizien für eine Neubeurteilung. Sie dürfte in einem ersten Schritt dadurch gefördert worden sein, dass der Melusinenstoff bei Literaturtheoretikern im Zeichen einer Ästhetik des Wunderbaren diskutiert wird (Gottsched, Gottschedin).⁷⁹ Später wird bei Wieland Melusine als Figur im Rahmen heroisch-komischen und mindestens teilweise orientalisierenden Erzählens zitierbar⁸⁰ – doch eine literarische Negativbeurteilung, allerdings befreit von Moralismus, bleibt bei ihm bestehen.⁸¹ Bemerkenswert durch Ambivalenz der literarischen Beurteilung ist das Briefzeugnis⁸² des Stürmers und Drängers Gottfried August Bürger: Der ‚Melusine‘-Roman sei mindestens

propagiert, sondern auch umgesetzt, wobei sein Vorwort, nimmt man es beim Wort, zugleich einen reizvollen Einblick in die Verbreitung solcher Literatur über Kolportage gibt (1772, vgl. ebd., S. 509f.).

⁷⁵ Freilich kannten die das Werk (oder mindestens seinen Titel?) auch, vgl. etwa Thomasius (ebd., S. 500) mit seiner amüsanten, nicht notwendig präzise verstehbaren Küchenmetaphorik. – Eine andere Nuance des gelehrten Umgangs zeigt der ‚Zedler‘, bei dem in einem recht langen Artikel die Historizität der Melusinefigur diskutiert wird, ohne dass vom Roman die Rede wäre; durchaus konsequent dazu erhält der Autor Thüring übrigens keinen Eintrag (ebd., S. 503f.).

⁷⁶ Ebd., S. 489f. Ambivalent bleibt diesbezüglich das (als literarische Satire ohnehin bezüglich seines Realitätsgehaltes nicht sehr belastbare) Zeugnis in ‚Absurda comica‘ von Gryphius (ebd., S. 492).

⁷⁷ Ebd., S. 505 [Schwabe, Gellert].

⁷⁸ Ebd., S. 511f., 514.

⁷⁹ Ebd., S. 504, 507.

⁸⁰ Ebd., S. 508, 512f.

⁸¹ Ebd., S. 509, 510. Wieland liefert dann 1790 ein durch Rarität und Sarkasmus glänzendes Stück politischer ‚Melusine‘-Rezeption, wenn er sie neben einer Reihe anderer Unwahrscheinlichkeiten als Parallele für den Glauben an die Erblichkeit des Adels anführt (ebd., S. 514).

⁸² Die Textsorte des Rezeptionszeugnisses scheint nicht belanglos: Bürger äußert sich hinter vorgehaltener Hand und nicht ohne Spott über Selbsttäuschungen der literarischen Öffentlichkeit.

Anregung für seine Ballade ‚Lenardo und Blandine‘, was der Zeitgeist gerne als originalgenialische Ausgeburt des Dichters betrachte.⁸³ In dieselbe literarische Umgebung führt die Erwähnung Melusines am Brunnen im ‚Werther‘.⁸⁴

Melusines Geschichte berührt das auf der Grenze von Naturwissen(schaft) und Glauben verortete Thema der Existenz von Geisterwesen. Thüring nahm deren Realität für gegeben, konnte die sich anschließende heikle Frage des menschlichen Umgangs mit diesen Entitäten über ein bibelgestütztes Votum beantworten und entschärfen.⁸⁵ Manche seiner kommenden Rezipienten übernahmen diese Sichtweise, andere problematisierten sie – eine Rezeptionslinie, die erst ans Ende kommt, als im Zeichen der Aufklärung der Glaube an dämonische Interferenzen im Naturgeschehen als ‚Aberglaube‘ markiert worden ist –, nicht ohne dass spätere Generationen die Thematik nunmehr im Zeichen des reizvollen Spiels realitätsgelöster Phantasie weiter bearbeitet hätten, oder dass – durchaus im Zeichen moderner Wissenschaft – nunmehr die Melusine-Geschichte als Petrefakt kollektiver Vorstellungen in archetypischen Tiefenschichten der menschlichen Psyche analysiert worden wäre.⁸⁶ Die Liste einschlägiger Belege, in denen, manchmal unter Bezugnahme auf andere Autoren (namentlich Paracelsus), vielfach unter ausführlichem Bericht der dämonologischen ‚Fakten‘ dieser Aspekt erörtert wird, ist lang.⁸⁷ Man-

⁸³ Ebd., S. 511. Worin die behauptete Anregung der ‚Melusine‘ (oder ‚Magelone‘) zu Bürgers Schauerballade ‚Lenardo und Blandine‘, einem Remake von Boccaccios ‚Ghismonda und Guiscardo‘ (‚Decamerone‘, 4,1), in dem ein ruchloser Potentat, der Prinz von Hispania, nicht ohne Mitwirkung des verblendeten Vaters, den erwählten Liebhaber Blandines meuchelt, was unvermeidlich zum Tod der Geliebten und zur Trauer des törichten Erzeugers am doppelten Grabe führt – was Melusine hier verloren hat, ist nicht leicht einzusehen (vgl. ebd., S. 511, Anm. 194). Allerdings sollte auch eine um Methodik besorgte Rezeptionsgeschichte angesichts eines expliziten Leserzeugnisses nicht auf Evidenzen beharren, die nicht gegeben sein können.

⁸⁴ Ebd., S. 510.

⁸⁵ Vgl. das Vorwort: *Vnd das ilt von einer frouwen genant Meluſinen die ein merfeye gewelen vnd noch ilt Das ly nit ganz noch menſchlicher nature ein wip gewelen ilt [...] vñ harumb menglich es delter billicher haltē vnd glouben ſol vñ mag den ouch/ dauid in dem pfalter ſpricht/ Mirabilis deus in operibus ſuis Gott ilt wunderbar in ſinen wercken* (vgl. Ringoltingen: Melusine 1456 [Anm. 12], Z. 27–39).

⁸⁶ Vgl. dazu: Schnyder: Carl Gustav Jung als Leser (Anm. 55).

⁸⁷ Chronologisch geordnet, Seitenzahlen immer auf die mehrfach erwähnte Testimoniensammlung bezogen (Anm. 3): 1489 Ulrich Molitoris (S. 472), 1530/1540 Martin Luther (S. 475f.), um 1541 Paracelsus (S. 476), vor 1566 Froben Christoph Graf von Zimmern (S. 478f.), 1588 Johann Fischart (S. 483–485), 1610, 1614 Heinrich Kornmann (S. 485–489),

che dieser Zeugnisse stechen durch Besonderheiten hervor: So klingen bereits beim frühen Beleg von Ulrich Molitoris Zweifel an der Faktizität der Melusinen-Erzählung an; ganz anders Luther, der wiederholt in den Tischreden auf Melusine kommt und im Zeichen der Succubus-Frage ihre Geschichte mit ähnlichen Fällen aus seiner Umgebung verknüpft. Paracelsus bietet dagegen in polemischer Abhebung von der zeitgenössischen Theologie eine eigenwillige Theorie über den Status der Melusine, Ähnliches gilt von Fischart (der übrigens auf Paracelsus Bezug nimmt). Die mehrfachen Erwähnungen Melusines in der ‚Zimmerischen Chronik‘⁸⁸ zeigen einen zwischen skeptischer Distanz und Furcht oszillierenden, dabei durch reiches Wissen um vergleichbare Erzählungen begleiteten Umgang mit der Fee im Alltag und manchmal quasi auf vertrautem Fuß – man sieht sich diesbezüglich an den Grafen von Parthenay erinnert (vgl. oben, S. 104).

Halten wir am Ende des zweiten Abschnittes fest, dass das, was vorerst ein digressorischer Gang durch die Rezeptionsgeschichte scheinen mochte, auf einer weiteren Ebene zu vielen Argumenten dafür führt, der ‚Melusine‘ einen unangefochtenen Platz auf der Leseliste eines Germanistikstudiums einzuräumen. Es zeigte sich nämlich, dass der quantitativ beeindruckenden Kontinuität des Leserinteresses zwischen 1500 und 1800 eine große Vielfalt möglicher Perspektiven auf Thürings fremde und abenteuerträchtige Historie entspricht.

3. Instanzen

Für einen, der ein Klassiker werden will, beginnt 1801 ein wichtiges Jahrhundert, ist doch von hier aus binnen einiger Jahrzehnte mit der Entstehung einer Institution zu rechnen, die Anspruch erheben dürfte, als Instanz über diese Ambition (mit) zu entscheiden. Bis diese Schwelle, die Etablierung einer

1650, 1664 Georg Philipp Harsdörffer (S. 491f.) 1666f. Johannes Prätorius (S. 494–496), 1690 Erasmus Francisci (S. 500f.), 1697 Johann Christoph Ettner (S. 501).

⁸⁸ Vgl. dazu auch: Schnyder: Schwäbische Melusinengeschichten (Anm. 9). – Das Titelzitat (*... ist hinach von den verlognen Franzosen dermaßen gebessert worden ..., das es izeo bei unser zeiten alles für eitel und ain lauterer fabelwerk geschetzt wurt*) markiert eine gegenüber Frankreich in puncto Fiktionalitätsdiskussion der ‚Melusine‘ klar konservative bis antiquierte Position.

Wissenschaft von der deutschsprachigen Literatur und Sprache an den Universitäten, erreicht ist, ereignet sich aber für unsere ‚Melusine‘ und ihren Autor bereits Folgenreiches.

1807 erscheint – wohl nicht zufällig in Heidelberg – ein kleiner Traktat mit ausladendem Titel: ‚Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall,⁸⁹ Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat.⁹⁰ Sein Autor, Josef Görres, ein politisch und beruflich vielgesichtiger Mann,⁹¹ mit zwei wichtigen Figuren der Heidelberger Romantik, Clemens Brentano und Achim von Arnim, befreundet, nutzt in diesem Büchlein die umfangreiche Bibliothek des ersteren, um eine Art ‚bibliographie raisonnée‘ von älteren Druckwerken, an Alter, Qualität und Funktion⁹² höchst verschieden, mit einem von politischen Perspektiven nicht freien literarischen Begriff unter das lesende Publikum zu bringen. Nun ist ‚Volksbuch‘ kein von ihm erfundenes Wort; es findet sich vielmehr bereits im 18. Jahrhundert und birgt doch eine starke Dosis aufklärerischen Bildungsoptimismus einer kulturellen Elite im Blick auf die zahlenmäßig noch dominante Schicht der Ganz- oder Teil-Analphabeten oder mindestens über eine geringe Bildung Verfügenden.⁹³ Görres dürfte aber vielleicht als erster, mindestens jedoch als konzeptionell einflussreicher Autor das Wort zu einem theoretisch unterbauten, zudem positiven Begriff geformt haben.⁹⁴

Die Schriften, von welchen hier die Rede ist, begreifen weniger nicht als die ganze eigentliche Masse des Volks in ihrem Wirkungskreis. Nach keiner Seite hin hat die Literatur einen größeren Umfang und eine allgemeinere Verbreitung gewonnen, als indem sie übertretend aus dem geschlossenen Kreise der höheren Stände,

⁸⁹ Als Historiker wird man diese erkenntniskeptische Einräumung zur Rolle des Zufalls besonders zu schätzen wissen.

⁹⁰ Ein Nachdruck erschien 1982 in Hildesheim.

⁹¹ Vgl. den biographischen Abriss in der Enzyklopädie des Märchens, Bd.5 (1985), Sp.1414–1419.

⁹² Wie bereits im Titel sichtbar, handelt es sich bei diesen Volksbüchern nicht selten um pragmatische, nicht-fiktionale Texte.

⁹³ Vgl. die Belege im Deutschen Wörterbuch, Bd.XII/II (1885), Sp.475f. Ergänzend dazu der Exkurs bei Hans Joachim Kreutzer: Der Mythos vom Volksbuch. Studien zur Wirkungsgeschichte des frühen deutschen Romans seit der Romantik. Stuttgart 1977, S.51–54, wo der Gebrauch von ‚Volk‘ skizziert wird.

⁹⁴ Görres: Volksbücher (Anm.1), S.1.

durchbrach zu den untern Classen, unter ihnen wohnte, mit dem Volke selbst zum Volke, Fleisch von seinem Fleisch, und Leben von seinem Leben wurde.

Dieser Volksbegriff zielt offensichtlich auf eine Totalität, welche soziale Grenzen – *Classen* – nicht negiert, sie aber in ein höheres Ganzes ‚aufhebt‘; unüberhörbar ist der religiöse Unterton⁹⁵ und unübersehbar ist die Absicht, durch Aufweis einer sprachlich-literarisch-kulturellen Tradition in einer Zeit des Kriegs, der Fremdbesetzung und der staatlichen Zersplitterung der Bildung eines geeinten Nationalstaats vorzuarbeiten.

Bemerkenswert an Görres’ Buch ist die Verbindung einer rational anmutenden Registrierung von Büchern mit einer romantisch raunenden Widmungserzählung für Clemens Brentano (unpaginiert). Einem Traktat über die Volksbücher (S.1–26) folgt – nach einer 48 Positionen zählenden Bücherliste – ein weiterer Traktat (S.262–306), eine teils philosophisch-religiös, teils faktenbezogene Betrachtung zur abendländischen Geschichte seit der Antike mit zunehmender Fokussierung auf die Literatur und schließlich ein auf 1807 in Heidelberg datiertes Nachwort, das Entstehungsumstände mit einer Salvirung gegenüber fachwissenschaftlichen Ansprüchen an eine stofflich umfassende Behandlung des Themas verbindet.

Wie beschreibt und beurteilt Görres die ‚Melusine‘? Er setzt bei dem ihr gewidmeten Abschnitt (S.234–237) mit einer Art Kulturgeschichte der Vorstellung von den Feen, dieser *Cryptogamisten der Oberwelt*,⁹⁶ ein. Er bringt sodann unter der nicht zutreffenden Rubrizierung als *erstes Feengedicht* einige Nachrichten zu historischen Hintergründen des Erzählten (Guy de Lusignan), vermischt dies allerdings sogleich mit Angaben über den fiktionalen Inhalt des Romans und mit ethnographischen Notizen über Melusine im französischen Volksglauben der Frühen Neuzeit. Eine durch Unkenntnis Coudrettes fehlerbehaftete Erwähnung von Jean d’Arras, gefolgt von einer

⁹⁵ Dazu gehört neben dem biblisch massenhaft belegten Gebrauch von ‚Fleisch‘ besonders die Anspielung an Gn 2,23 (Adam über Eva: *Das ist doch Bein von meinen Beinen/ vnd Fleisch von meinem fleisch*) und an den Johannesprolog (1,14 *Vnd das Wort ward Fleisch/ vnd wonet unter vns*) – nach Luther.

⁹⁶ Görres: Volksbücher (Anm. 1), S.235; Görres bedient sich mit ‚Cryptogamisten‘ („sich im Verborgenen paarend“) vielleicht in witziger Absicht bei der Fachsprache der Botanik (Prägung bereits bei Linné).

Erwähnung *der Umarbeitung von Nodot*,⁹⁷ aus welcher das Volksbuch⁹⁸ *ausgegangen* sei, schließt das Exposé.

Görres hat damit ein Konzept formuliert, das nicht konkurrenzlos und nicht unbestritten die Arbeiten der kommenden deutschsprachigen Literaturwissenschaft unter der Rubrik ‚Gattung‘ und darüber hinaus die Ideenwelt einer lesenden gebildeten Elite bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg bestimmen wird. Den Schlusspunkt setzt 1977 ein Fachbuch aus dem Kreis der Germanistik mit einem wohl von ikonoklastischem Gestus nicht freien Titel: ‚Der Mythos vom Volksbuch. Studien zur Wirkungsgeschichte des frühen deutschen Romans seit der Romantik‘.⁹⁹

Für unsere Fragestellung ist bedeutsam, dass mit Görres’ Buch die ‚Melusine‘ einen Rang in der Reihe von Werken erhält, welche in einer langen, ehrwürdigen Tradition stehen und – berücksichtigt man die utopischen Züge im Konzept – geeignet sind, kommende Nationbildung zu fördern.

Unsere engere Fragestellung – wie äußern sich kanonbildende Instanzen des 19. Jahrhunderts zur ‚Melusine‘? – mag nun zunächst zur Suche bei Zeitgenossen nach Reaktionen auf Görres führen, deren Urteil über sein Konzept in einer noch vor-germanistischen Epoche Gewicht zukommen konnte. Unvermeidlich fallen da die Namen der Brüder Grimm. Konsultiert man die zusammen 12 Bände starken ‚Kleineren Schriften‘ der beiden Brüder,¹⁰⁰ findet man allerdings wenig Ausführliches, kaum Gattungstheoretisches zum ‚Volksbuch‘, zu Görres immerhin Freundliches (aber wohl eher Unverbindliches); noch dürftiger ist die Ausbeute hinsichtlich der ‚Melusine‘. Bei beiden

⁹⁷ Richtig wäre: M[icolas] *Oudot*; dieser war ein Mitglied der für die Verbreitung der französischen ‚Volksbücher‘, der *bibliothèque bleue*, wichtigen Verlegerdynastie aus Troyes.

⁹⁸ Unsicher bleibt die Identifikation des Drucks, der Görres vorlag. Gemäß seiner Angabe zum Druckort (Nürnberg) käme nach heutigem Censur (vgl. Rautenberg u. a. [Hgg]: *Zeichensprachen* [Anm. 37], S. 7) einzig die Ausgabe von Michael und Johann Friederich Endter, 1672 in Betracht – sofern seit 1807 nicht ein weiterer Nürnberger Druck verschollen ist und sofern Görres genau arbeitet; allerdings divergiert seine Titelangabe von jener der fraglichen Ausgabe erheblich! – Angesichts der relativen Stabilität der Geschichte (einmal abgesehen von der sprachlich-stilistischen Umformung zur ‚HWB‘) hat diese Unsicherheit allerdings bzgl. des Kenntnisstandes von Görres wenig Einfluss. – Vgl. Kreutzer: *Mythos* (Anm. 93), S. 22, Anm. 40.

⁹⁹ Kreutzer: *Mythos* (Anm. 93). – Der Einband von Kreutzers Buch zeigt einen Holzschnitt mit der Badeszene aus der ‚Melusine‘.

¹⁰⁰ Jacob Grimm: *Kleinere Schriften*. Bd. 1–8. Berlin 1864–1890; Wilhelm Grimm: *Kleinere Schriften*. Hg. v. Gustav Hinrichs. Bd. 1–4. Berlin 1881–1887.

Autoren erfolgen alle hier relevanten Aussagen nebenbei im Rahmen von Besprechungen zu Büchern über andere Themen und Texte, nie als selbständige Arbeiten.¹⁰¹ – Jacob äußert sich in einer Rezension zum ‚Buch der Liebe‘ (herausgegeben von Büsching und von der Hagen) im Jahre 1812. Seine Ausführungen¹⁰² kreisen um das Kernproblem der Verfügbarkeit der Volksbuch-Texte; diese muss für eine jedenfalls wünschbare *genauere, gelehrtere untersuchung ihres inhalts* gegeben sein. Doch *die vorzüglicheren ausgaben* [sind] *nach und nach selten geworden und man* [kann] *ihrer blosz zufällig oder mit unverhältniszigen kosten habhaft werden*. Impliziert ist damit die philologisch ausgerichtete These, dass die Qualität der Textzeugen *vorzüglicher immer* durch die *ersten* Drucke gegeben ist. Daran schließt sich die etwas neidvolle Beobachtung des Germanisten, dass in der niederländischen und dänischen Volksbuchüberlieferung die Texte teils sprachlich und mindestens inhaltlich sehr viel ursprungsnäher geblieben seien als im deutschen – und auch französischen – Raum. Grimm bringt dafür zwei Beispiele besonders krasser *sprachverunstaltung* (denn diese sei nicht in jedem Falle gleich fortgeschritten): [...] *man nehme z. b. eine recension der Melusina*¹⁰³ (*woneben gleichwol eine andere bessere besteht*) *oder noch eher eins der allertrefflichsten volksbücher, die sieben weisen meister, welche die schmach*

¹⁰¹ Damit ist zugleich gesagt, dass unsere Quellenfunde auf einer (immer negativen) Durchsicht der Inhaltsverzeichnisse auf entsprechende Aufsätze hin einerseits und der Register nach Stichworten (‚Görres‘, ‚Melusine‘, ‚Thüring von Ringoltingen‘, ‚Volksbücher‘) andererseits beruhen (bei Jacob (Anm. 100): Register in Bd. 5 u. 8, bei Wilhelm (Anm. 100) in Bd. 4).

¹⁰² Vgl. Jacob Grimm: Kleinere Schriften (Anm. 100), Bd. 6, S. 84f. (von dort alle folgenden Zitate; die Besprechung der Publikation Büschings und von der Hagens von S. 84–116). – Diese Rezension wird von L. Bluhm (*compilierende oberflächlichkeit gegen gernrezensirende Vornehmheit*. Der Wissenschaftskrieg zwischen Friedrich Heinrich von der Hagen und den Brüdern Grimm. In: Lothar Bluhm u. Achim Hölter [Hgg.]: Romantik und Volksliteratur. Beiträge des Wuppertaler Kolloquiums zu Ehren von Heinz Rölleke. Heidelberg 1999, S. 49–70, erneut in geringfügig erweiterter Neupublikation im ‚Goethezeitportal‘ [http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/bluhm_wissenschaftskrieg.pdf] (Zugriff: 14.08.2020), S. 17f.) als Beispiel der polemischen Revierkämpfe in der Zeit sich bildender Literaturwissenschaft kurz charakterisiert.

¹⁰³ Vermutlich lag Grimm schon damals das aus den Beständen der Grimm-Bibliothek heute noch nachweisbare (und vorhandene) Exemplar eines ‚Melusine‘-Drucks vor Augen; Bestand: Berlin, UB der Humboldt-Universität, Signatur: Yi 31760:F8; davon wurde 1998 ein Nachdruck in 100 Exemplaren hergestellt (heute als frei zugängliches Digitalisat im Netz). Es handelt sich um einen undatierten Druck der ‚HWB‘-Fassung (Version: I,6 gem. Rautenberg u. a. (Hgg.): Zeichensprachen [Anm. 37], S. 7, 12, ferner: Schnyder (Hg.): Historische Wunder=Beschreibung [Anm. 3], S. 3). Die im Berliner Faksimile-Druck gegebene Datierung auf „um 1700“ (Schlussblatt) liegt jedenfalls viel zu früh.

erlitten haben, in den papiernen complimentenstil des 17. jahrh. umgeschrieben zu werden [...]. Als Grund für diese Veränderungen, die er nur als Verfall sehen mag, schließt Grimm *die nothwendigkeit der modernisierung* explizit aus; vielmehr sieht er diesen anderswo: *der ganze übelstand ist zum theil aus unserer grösseren literarischen betriebsamkeit, zum theil aus unwissender nachlässigkeit der verleger hervorgegangen*.¹⁰⁴ Damit ist die Problematik der Textkonstitution, die sich bei jeder einlässlicheren Prüfung zeitlich auseinanderliegender Drucke aufdrängt, gestellt. Grimm sieht die Lösung in der Rückkehr zu den Ursprüngen. Die größte Schwierigkeit dabei ortet er im *gute[n] glück in sammlung der materialien*; die eigentliche Textherstellung könne sich dann auf editorisches Iudicium, *ein selten trügendes kritisches gefühl*, stützen, das jenen, die solche *prosa-bücher* und die ihnen oft vorausliegenden *reimgedichte* kannten, *kaum fremd sein* könne.¹⁰⁵ Dabei nimmt er das auf strenger Arbeit beruhende philologische Ethos der Editoren in Pflicht – ein Postulat, das sich aus der hohen Bedeutung der ‚Volksbücher‘ selbstverständlich ergibt: [...] *und man sollte die neue auflage dieser schriften durchgehends mit dem ernst und der strenge besorgen, welche die wichtigkeit historischer quellen für das verständnis unserer altdeutschen poesie erfordert und verdient*.

Ob freilich und in welchem Maße die kommende universitäre Literaturwissenschaft mit dem Begriff ‚Volksbuch‘ arbeiten wird, steht noch aus. Immerhin hat aber einer der Wortführer, Jacob Grimm, in der zitierten Arbeit die Aufgaben einer methodisch ausgerichteten, die Weitergabe traditionsbildender Texte sichernden Philologie bei den sog. ‚Volksbüchern‘ in etwa¹⁰⁶ er-

¹⁰⁴ Im Fall von ‚Eulenspiegel‘, ‚Faustbuch‘, ‚Markolf‘, ‚Calenberger‘ sieht er auch den negativen Einfluss behördlicher Zensur, die Inhalte verändert habe.

¹⁰⁵ Grimm verfolgt genau hier (wie von Bluhm: *compilierende oberflächlichkeit* [Anm. 102], S. 18 gezeigt) eine allgemeines Lob mit spezifischer Herabsetzung mischende Strategie der Polemik gegen die Konkurrenten von der Hagen und Büsching.

¹⁰⁶ Grimms vorgeschlagene, eher intuitiv anmutende Anwendung von Methoden der klassischen Philologie zur Textedition wird sich gerade bei Prosatexten, deren Varianz in hohem Maße auch durch die in einem Wandelprozess befindlichen Sprache bedingt ist, als schwierig erweisen. Sein durch den damaligen Wissensstand noch beschränkter, dabei auf eine idealisierte Vergangenheit fixierter sprachgeschichtlicher Horizont sah solche Varianz nur unter dem Zeichen des Zerfalls. Gerade dies war allerdings dazu angetan, die von Görres herausgestrichene *longue durée*, in welcher für die Betrachter des 19. Jahrhunderts die Dignität der ‚Volksbücher‘ mitbegründet war, auszublenden. Ganz abgesehen von einem anderen, eher technischen Problem: Variantenerhebung und -registrierung – am Beginn eines stemmatischen Verfahrens stehend – ist in vordigitalen Zeiten bei Verstexten leichter als bei Prosa zu

kannt und formuliert. In seiner Vision sollte es dann möglich sein, dass die materiale Weitergabe und Verbreitung solcher Werke im ganzen Volk auch ökonomisch bedingte Restriktionen überwinden könnte. Grimm schreibt in der bereits oben beigezogenen Rezension¹⁰⁷ hierzu:

[...] *allein auch das* [gemeint: das Desinteresse breiter Leserschichten an den sog. Volksbüchern] *wird aus dem jetzigen antheil, den die gebildeten an wiederherstellung des verwahrlosten schatzes nehmen, seinen besondern gewinn zu ziehen wissen, indem es sich die neuen, theureren ausgaben durch wolfeilere abdrücke bald wieder aneignen kann.*

Eine detaillierte Nachzeichnung dieses historischen Prozesses, der erst nach dem Zweiten Weltkrieg der ‚Melusine‘ den Rang eines Objekts kontinuierlicher, solider literaturwissenschaftlicher Erforschung verleihen wird, anhand genauer Belege fällt schwer, da gegenwärtig eine umfassende, breit recherchierte Sammlung von Rezeptionszeugnissen für diesen Zeitabschnitt, in deren Zentrum das ‚Volksbuch Melusine‘ zu stehen hätte, fehlt. Sie müsste etwa bei der Auswertung der ab 1880 einsetzenden Fachbibliographien¹⁰⁸ ebenso wie bei den schon gegen gegen die Jahrhundertmitte hin entstandenen Literaturgeschichten – wie Gervinus oder Koberstein – ansetzen.¹⁰⁹ Mit dem 20. Jahrhundert stehen dann zusätzlich großangelegte literaturwissenschaftliche Nachschlagewerke zur Verfügung, an denen sich ebenfalls der Kanonisierungsvorgang verfolgen ließe. Dabei wäre im Auge zu behalten, dass die ‚Melusine‘ nun einerseits als Angehörige einer Textgruppe, der ‚Volksbücher‘, andererseits als Einzelwerk eines individuell fassbaren Autors unterwegs ist.

bewerkstelligen. Der Blick auf antike Prosatexte konnte da eher täuschen, weil bei diesen das sprachliche System keineswegs dieselbe lautliche und morphologische Variabilität wie das Frnhd. zeigte. Und nicht umsonst hatte sich Lachmann schon für seine Verstexte ein ‚Normalmhd.‘ konstruiert.

¹⁰⁷ Vgl. Jacob Grimm: Kleinere Schriften (Anm. 100), Bd. 6, S. 85.

¹⁰⁸ Es sind dies: Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin (Hg.): Jahresbericht über die erscheinungen auf dem gebiete der Germanischen Philologie. Bd. 1ff. Berlin 1880ff. (mit Berichtsjahr 1879) und Julius Elias u. a. (Hgg.): Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. Bd. 1ff. Stuttgart 1892ff. (mit Berichtsjahr 1890). Beide Werke gehen, z. T. unter Namensänderung, bis ans Ende des II. WK durch und werden dann von einer Neukonzeption, welche die zwei Teilfächer verbindet, ersetzt.

¹⁰⁹ Für die Gruppe der ‚Volksbücher‘ insgesamt ist dieser Ansatz von Kreutzer verfolgt worden; vgl. ders.: Mythos (Anm. 93), S. 101–122.

Und mit zu berücksichtigen wäre schließlich die Geschichte des Faches ‚Germanistik‘, die sich in einem komplexen, institutionell differenzierten und vielfach von lokalen Opportunitäten und von der Verfügbarkeit geeigneter Köpfe abhängigen Prozess institutionalisiert.¹¹⁰

Wir beschränken uns deshalb darauf (und der hier begrenzte Raum der Darstellung rechtfertigt dies zusätzlich), anhand weniger Streiflichter diesen Kanonisierungsprozess punktuell zu beleuchten. – Eine wichtige Station bildet die Herausgabe von Volksbuchtexten. Zwei Namen seien hier für das 19. Jahrhundert genannt: Gustav Schwab und Karl Simrock. Die beiden durch einen Altersunterschied von zehn Jahren getrennten Zeitgenossen¹¹¹ stehen für je verschiedene in der Kanonisierung involvierte Teilinstanzen: Schwab, Vertreter der schwäbischen Romantik, wirkte durch seine eine Leserschaft unterschiedlichen Alters ansprechenden, aber vorab die Jugend anvisierenden Geschichtensammlungen. Bis heute wirksam und bekannt sind die ‚Schönsten Sagen des klassischen Altertums‘, etwas früher entstand eine Anthologie von Volksbüchern. Ihr Titel in erster Ausgabe – ‚Buch der schönsten Geschichten und Sagen für Alt und Jung‘¹¹² – vermied zwar noch den Begriff; spätere Auflagen verwendeten ihn dann, was aus Sicht des Verlegers ein absatzförderndes Element darstellte.¹¹³ Schwab hatte zwar – dies aus heutiger Perspektive gesagt – gerade bei der ‚Melusine‘ keine glückliche Hand, geriet er doch auf eine Vorlage, die – in den Worten Jacob Grimms – *die schmach erlitten* [hatte] *in den papiernen complimentenstil des 17. jahrh. umgeschrieben zu werden* (vgl. oben, S. 129 und Anm. 85), dabei hatte er Kenntnis von einer der 17 Handschriften des Werks, die zudem in seiner Reichweite, in Stuttgart, in der Kö-

¹¹⁰ Vgl. dazu: Uwe Mewes: Zum Institutionalierungsprozeß der Deutschen Philologie: Die Periode der Lehrstuhlerichtung (von ca. 1810 bis zum Ende der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts). In: Jürgen Fohrmann u. Wilhelm Voßkamp (Hgg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1994, S. 115–203.

¹¹¹ Gustav Schwab: 1792–1850, Karl Simrock: 1802–1876.

¹¹² 1836/1837; nachfolgend zitiert: Die deutschen Volksbücher wiedererzählt von Gustav Schwab. Drei Teile mit den Illustrationen der Ausgabe von MDCCCLIX und einem Nachwort hg. v. Karl Riha u. Georg Bollenbeck. Frankfurt 1978 (Insel Taschenbuch 380) – dies dürfte der bisher letzte aufgelegte Nachdruck sein.

¹¹³ Vgl. hierzu: André Schnyder: Ein Volksbuch machen. Zur Rezeption des Melusine-Romans bei Gustav Schwab und Gotthard Oswald Marbach. In: Euphorion 103 (2009), S. 327–368, speziell S. 344f.

niglichen Bibliothek, lag.¹¹⁴ Allerdings war Schwabs Aufmerksamkeit kaum auf Philologisches, sondern Pädagogisches gerichtet und das hieß: Zurichtung der Texte für jugendliche Leser unter Ausscheidung dessen, *was, wenn auch an sich rein, doch eine unreife Phantasie ungebührlich erregen und ihr ungesunde Nahrung zuführen konnte*.¹¹⁵ Schwabs Sammlung, entstanden auf Initiative seines Verlegers Liesching, war ein Longseller¹¹⁶ und konnte sich gegen das etwa gleichzeitig entstandene Konkurrenz-Unternehmen, die Volksbuchdrucke von Gotthard Oswald Marbach, die ebenfalls die ‚Melusine‘, aber in einer anderen sprachlichen Fassung boten, durchsetzen. Bis heute im Buchhandel überlebt hat allerdings nur seine andere Sammlung, die ‚Schönsten Sagen des Klassischen Altertums‘.

Mit dem großangelegten Volksbuch-Unternehmen des seit 1850 an der Universität Bonn ausschließlich für das Fach deutsche Sprache und Literatur zuständigen Karl Simrock¹¹⁷ ist eine weitere wichtige Etappe auf dem langen Weg der ‚Melusine‘ zum Klassiker erreicht. Simrock hat nach einer ersten 1839–1843, also noch vor seiner Berufung erschienenen Sammlung, es unternommen, zwischen 1839 bis 1851 in einer Serie von 58 ‚Volksbüchern‘ in Einzelbändchen, dann ab 1845–1867¹¹⁸ in 13 Bänden, diesen „National-

¹¹⁴ Im Vorwort der Erstausgabe erhob er pauschal den Anspruch, diese Handschrift neben einem nicht näher benannten Druck verwendet zu haben (vgl. Schwab: Die deutschen Volksbücher [Anm. 112], Bd. 1, S. 10).

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Einzelheiten zur Druckgeschichte: Schnyder: Ein Volksbuch machen (Anm. 113), S. 352–354, 365.

¹¹⁷ Grundlegend für das Folgende: Hugo Moser: Karl Simrock. Universitätslehrer und Poet, Germanist und Erneuerer von „Volkspoesie“ und älterer „Nationalliteratur“. Ein Stück Literatur-, Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin 1976 (Philologische Studien und Quellen 82), zugleich: Bonn 1976 (Academica Bonnensia 5); zur Position der Germanistik vor Simrocks Berufung und zu seiner Rolle als Fachvertreter: S. 19–45. Die Archivalien zur Installation der Germanistik nun zugänglich bei: Uwe Mewes (Hg.): Deutsche Philologie an den preussischen Universitäten im 19. Jahrhundert. Dokumente zum Institutionalisierungsprozess. 2 Teilbde. Berlin 2011 (Bd. 1, S. 117–239 u. Bd. 2, S. 837–840).

¹¹⁸ Die Editionsfrage ist komplizierter, als diese Zusammenfassung vermuten lässt, denn Simrock wechselt zwischenzeitlich den Verlag (von Brönner, Frankfurt zu Winter), es erscheint eine Titelaufgabe und die übliche Datierung weicht dem von Simrock in Mimikry der vormodernen Verlegerpraxis auf das Titelblatt „Gedruckt in diesem Jahr“ gesetzten Vermerk, vgl. dazu: Moser: Karl Simrock (Anm. 117), S. 123–126. Eine weitere bibliographische Komplikation ergibt sich durch die bzgl. der Rezeptionsfrage keineswegs nebensächliche Beigabe von Illustrationen in einigen Bänden.

schatz“ zu heben und dabei „kein Opfer gescheut [...], um seine Kleinode dem gesammten Volk echt und in besserer Faßung zurückzugeben“.¹¹⁹

Simrocks ‚Volksbuchbegriff‘ ruht sichtlich auf jenem von Görres, allerdings hat er dessen Corpusliste hin zu fiktionalen, narrativen Texten verschoben und zugleich erweitert.¹²⁰ Die Titelblätter benennen das editorische Ziel in suggestiven, letztlich romantischen Ursprungsphantasien verpflichteten Ausdrücken: „nach den ächtesten Ausgaben hergestellt“, „nach den ältesten Ausgaben“, „in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt“. Zwar bietet das Vorwort der 13-bändigen Ausgabe hierzu einige Klärungen (Verzicht auf Zensurierung aus sittlichen oder religiösen Motiven,¹²¹ Reinigung der Texte von Druckfehlern, „sehr anständige Ausstattung“); doch auch eine nur summarische Prüfung zeigt, dass sich Simrocks Vorgehen mit grundlegenden Prinzipien philologischer Textsicherung, wie sie nun durch Editionen Karl Lachmanns und seiner Schüler zum Standard in der Germanischen Philologie geworden waren, nicht zur Deckung bringen lässt.¹²² Nicht übersehen werden sollte allerdings an diesem Editionsunternehmen, dass das Postulat etwa Jacob Grimms, dass sich das Volk seine Bücher durch *wolfeilere abdrücke bald wieder aneignen kann*,¹²³ zu fördern geeignet war – ob dies auch wirklich eintrat, wäre freilich buchhandelsgeschichtlich erst noch zu verifizieren.

¹¹⁹ So das Vorwort in der zweiten 1876–1880 bei Christian Winter in Frankfurt erschienen Titelaufgabe, Bd. 1, S. XI.

¹²⁰ Eine Liste der rund 58 Titel bietet Moser: Karl Simrock (Anm. 117), 124–126. – Zur Erinnerung: Görres’ Corpus zählt 48 Titel.

¹²¹ Damit distanzierte sich Simrock, ohne dass er dies explizit machte, von Schwab. Entsprechend wird bei ihm etwa die Zeugung des ältesten Sohnes in der Hochzeitsnacht erwähnt, was Schwab weglässt.

¹²² Moser: Karl Simrock (Anm. 117), S. 133–152 bietet dazu zahlreiche Einzelbelege und Beobachtungen; gemessen an der Textmasse und der Vielfalt des Corpus sind dies freilich nur Stichproben. Seine 1976 erhobene Forderung nach einer genauen Untersuchung der Textbearbeitung und auch der Quellenlage (ebd., S. 152) bleibt weiterhin uneingelöst. Dies gilt auch für die folgenden 2002 erschienenen Publikationen: Karl-Simrock-Forschung (Hg.): Karl Simrock 1802–1876. Einblicke in Leben und Werk. Wissenschaftliche Beiträge und Dokumentarisches anlässlich Simrocks 200. Geburtstag am 28. August 2002. Bonn 2002, sowie von derselben Herausgeberschaft: Karl Simrock als Übersetzer mittelalterlicher Literatur. Festvortrag zum 200. Geburtstag von Karl Simrock am 28. August 2002, gehalten von Prof. Dr. Elke Brüggemann. Bonn 2002.

¹²³ Vgl. die erwähnte Besprechung des ‚Buchs der Liebe‘ bei Jacob Grimm: Kleinere Schriften (Anm. 100), S. 85.

Halten wir fest, dass mit Simrocks Arbeit die Textsorte ‚Volksbuch‘ akademische Respektabilität¹²⁴ erreicht hat; in welchem Maße allerdings die Fachgenossen seine Beurteilung des Phänomens in ihrer eigenen Arbeit teilten, stehe hier dahin. Wir verfolgen hingegen nunmehr die ‚Melusine‘ als Einzelwerk, außerhalb eines Gattungszusammenhangs, auf ihrem Weg zu klassischem Rang.

In den 80er Jahren erscheinen in kurzem Abstand je an der Universität Zürich die wohl überhaupt ersten der ‚Melusine‘ gewidmeten Dissertationen; sowohl die Curricula von Marie Nowack¹²⁵ und Hans Frölicher¹²⁶ wie die Gutachterschaft der beiden Arbeiten weisen auf die Professoren Bächtold und Tobler, beide befasst mit der Erforschung des vaterländischen sprachlichen und literarischen Erbes, in diesem Fall unter eidgenössischem Vorzeichen.¹²⁷

Nowack untersucht Aspekte, die Thürings Werk mit einer sagengeschichtlich definierten Tradition und mit autorfixierten Werken (wie jenen von Sachs und Ayer) verknüpfen; ein Ausblick gilt stoffverwandten Werken des

¹²⁴ Die allerersten Bände von Simrocks Drucken (1839 noch ohne die ‚Melusine‘) und die damals weiter gediehene Reihe von Marbach erregten übrigens das unakademische Interesse eines Journalisten, der 1839 im ‚Telegraph für Deutschland‘ den Volksbuch-Begriff beim Wort nahm und die Texte auf ihre Eignung prüfte, als Lektüre für den hart arbeitenden Bauern, Handwerker, *geplagten Lebrjungen* zu dienen: nicht nur für Eskapaden aus Alltagsmisere, sondern auch zur Vermittlung von *sittlichem Gefühl* und dazu, *seine Kraft, sein Recht seine Freiheit zum Bewußtsein zu bringen, seinen Mut, seine Vaterlandsliebe zu wecken*. Der Mann nannte sich Friedrich Oswald, hieß allerdings Friedrich Engels; vgl. dazu: Schnyder: Ein Volksbuch machen (Anm. 113), S. 355.

¹²⁵ Marie Nowack: Die Melusinen-Sage. Ihr mythischer Hintergrund, ihre Verwandtschaft mit anderen Sagenkreisen und ihre Stellung in der deutsche Litteratur. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde der I. Section der Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Zürich. Im Januar 1886 eingereicht von Marie Nowack aus Breslau, Schlesien. Genehmigt auf Antrag von H. Prof. Dr. L. Tobler. Freiburg i. B. 1886.

¹²⁶ Hans Frölicher: Thüring von Ringoltingen's ‚Melusine‘, Wilhelm Ziely's ‚Olivier vnd Artus‘ und ‚Valentin vnd Orsus‘ und das Berner Cleomades-Fragment mit ihren französischen Quellen verglichen. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde der I. Section der hohen philosophischen Fakultät der Universität Zürich eingereicht von Hans Frölicher aus Solothurn. Begutachtet von den Herren Prof. Bächtold und Prof. Tobler. Solothurn 1889.

¹²⁷ Vgl. zu Vita, Karriere und Forschungsgebieten der zwei Gelehrten: Christoph König (Hg.): Internationales Germanistenlexikon 1800–1950. 3 Bde. Berlin 2003, Bd. 1, S. 68–70 (Jakob Bächtold) u. Bd. 3, S. 1890f. (Ludwig Tobler). – Letzterer ist von seinem Namensvetter Gustav Tobler zu unterscheiden; dieser, von Haus aus Historiker, ist etwa als Herausgeber bernischer Chroniken auch auf germanistischem Gebiet hervorgetreten (ebd., S. 1888f.); von ihm stammen die biographischen Beiträge zu Thüring von Ringoltingen und seinem Vater Rudolf in der Sammlung Bernischer Biographien. Bern 1896, Bd. 2, S. 172–192.

19. Jahrhunderts. Die Autorin kennt Thürings Werk aus dem Inkunabeldruck von Bämle (1474), verfügt über einige biographische Elemente zu Thüring und weiß – anders als Görres, Grässe und Goedeke –, dass er aus Coudrettes Werk, nicht jenem von Jean d'Arras, geschöpft hat.¹²⁸ Ihre Beurteilung des Werks fällt wegen seines „unverkennbar mythologischen Hintergrund[es], welcher in seiner Übertragung auf historische Verhältnisse und Verquickung mit concreten Momenten fast einzig dasteht“, durch „einen schönen zu dem ethischen Gefühl sprechenden Grundgedanken“ und durch „manches sinnige Novellenmotiv“ sehr positiv aus.¹²⁹ In der Schlussbetrachtung stellt sie zudem mit Blick auf moderne Bearbeitungen fest, „dass das Herüberziehen der volkstümlichen Heldin in die Kunstdichtung noch nicht hat glücken wollen.“ Die „Nixen und feuchten Weiber“ der romantischen und der schwäbischen Dichterschule könnten dem Vergleich mit der alten Melusine nicht standhalten.

Frölicher setzt stärker literaturgeschichtlich an; seine Arbeit ist auf die französische Literatur rezipierende¹³⁰ Romanproduktion der durch zwei Generationen getrennten bernischen Autoren von Ringoltingen und Ziely fokussiert; ergänzend werden die dramatischen Umarbeitungen der drei Romane bei Sachs und Ayser betrachtet. Das Thüring'sche Werk liegt Frölicher in einer Inkunabel von 1482 (wohl Heinrich Knoblochzer, Straßburg) vor, Coudrettes Versroman in der 1854 in Niort erschienenen ersten modernen Ausgabe; dies ermöglicht eine detaillierte Untersuchung von Thürings Übersetzungsweise (eingeschlossen seiner Fehler). Aus dem dreiseitigen, sichtlich um die Trennung unterschiedlicher Aspekte und um Nuancierung bemühten Fazit seien einige hier wesentliche Stellen referiert bzw. zitiert. Der Übersetzer Thüring erreiche weder den Rang der hochmittelalterlichen Epiker, „welche

¹²⁸ Vgl. Nowack: Melusinen-Sage (Anm. 125), S. 14f.; sie gibt keine Quelle für diese Erkenntnis; vermutlich hat sie diese richtig aus Differenzen in der Gestaltung der beiden französischen Vorgängerwerke erschlossen.

¹²⁹ Die Zitate ebd., S. 4 u. 101.

¹³⁰ Damit nur lose verbunden ist noch die Untersuchung einer weiteren namenlosen, zudem fragmentarischen Übersetzungsarbeit, des Berner ‚Cleomades‘-Fragmentes (vgl. Frölicher: Ringoltingen's Melusine [Anm. 126], S. 52–61). – Die Textkonstellation Frölicher's erscheint bereits 1877 in einem vorab quellenbibliographischen Aufsatz seines Doktorvaters Jakob Bächtold, damals noch Professor an der Kantonsschule Solothurn: Zwei Berner Romanschriftsteller des XV. und XVI. Jahrhunderts. In: Berner Taschenbuch auf das Jahr 1878 27 (1877), S. 43–52.

das herübergenommene Rohmaterial von allen Schlacken reinigten [...] und derart ein einheitsvolles Ganzes schufen“, noch erreiche er Luther, der der fremdartigen Bibel „das ureigenste Leben der deutschen Muttersprache einhauchte“. Frölicher fährt dann so fort:¹³¹

Sondern er gehört der Klasse derjenigen Uebersetzer an, welche sich nicht durchaus wörtlich an das Original halten und dennoch den Gedanken desselben matt in handwerksmässiger Uebersetzung genau wiedergeben. [...] Ein *selbständiges Eingreifen* ist nur in einzelnen charakteristischen Zügen erkennbar. Einerseits¹³² [...] sucht [er] die *historischen Tendenzen* Couldrettes überall zum *schärfern* Ausdruck zu bringen als es im Plane des Dichters selber lag.

Von der Übersetzung wird dann auf den Übersetzer geschlossen:¹³³

Ringoltingen war eine einfache ernste Natur, gläubig, aber freisinnig. Ohne tiefes Eindringen in den Stoff, ohne oft den Zweck des Dichters im Sinne zu haben, nimmt er das Ganze als Wahrheit auf und erzählt es wieder in biederer wahrhafter *deutscher* Sprache. Selten *wetterleuchtet* noch das Mittelalter herüber: sein Glanz ist verloren gegangen im eintönigen Grau des bürgerlichen Lebens, des Volkes, das gemäss seinem Leben sich auch seine Nahrung schafft: Stoff, immer Stoff die Menge, von Form und Geschmack nichts mehr.

Damit ist zwar nach dem Kollektivismus des ‚Volksbuch‘-Diskurses erstmals ein Blick auf den individuellen Übersetzer gewonnen, doch zugleich ist die zähleibige Vorstellung vom ‚bürgerlichen‘ Autor Thüring in die Welt gesetzt; sie wird, die wichtige Monographie Hans-Gert Roloffs¹³⁴ teilweise bestim-

¹³¹ Kursivierungen nachfolgend im Original; Frölicher: Ringoltingen's Melusine (Anm. 126), S. 40.

¹³² Dem entspricht bei Frölicher kein „Anderseits“.

¹³³ Ebd., S. 42f.

¹³⁴ Hans-Gert Roloff: Stilstudien zur Prosa des 15. Jahrhunderts. Die Melusine des Thüring von Ringoltingen. Köln 1970 (Literatur und Leben NF 12), hier S. 190–196, das soziologisch anmutende, aber wohl eher geistesgeschichtlich verwendete Etikett ‚bürgerlich‘ in Bezug auf den Sprachstil und den Autor mehrfach wiederkehrend, wenngleich Roloff nuanciert und bezüglich der Charakterisierung des Stils auch die damaligen forschungsbedingten Nöte einer präzisen Einordnung betont. – Roloffs Beurteilung von Frölicher: ebd., S. 18, Anm. 64; er betont mit Bedauern die erhebliche Wirkung auf die spätere Forschung, die von Frölichers negativem Urteil über Thürings ‚Melusine‘ ausging.

mend, bis zum eingehend begründeten Widerspruch Jan-Dirk Müllers¹³⁵ Bestand haben.

Vor der Jahrhundertgrenze erscheint noch eine dritte, hier nennenswerte Arbeit. Zwar beschränkt sie sich auf den engen Rahmen eines Aufsatzes und stammt von einem germanistischen Außenseiter, dem Privatgelehrten Carl Friedrich Biltz.¹³⁶ Der Tenor seiner Arbeit, die auf offenbar gründlicher Kenntnisnahme des Thüring'schen Werks im Heidelberger Inkunabeldruck von 1491, den Biltz selber besaß, und auf der Einsichtnahme in sieben Drucke der Berliner Bibliothek beruht,¹³⁷ wird bereits in einem eingangs formulierten Lob „der Melusinasage, der Krone aller jener Volksromane“ deutlich. Aus dieser Perspektive legt Biltz neben Zustimmung zu Einzelem entschiedenen Widerspruch gegen Frölichers negative Beurteilung der deutschen ‚Melusine‘ und ihres Übersetzers ein. Er belegt seine Einschätzung mit zwei längeren Zitaten,¹³⁸ eines aus der Schlafzimmerszene nach Raimunds erstem Tabubruch und mit einem zweiten, besonders umfangreichen aus dem dialogischen Abschied Melusines und Raimunds. Er lobt in der Schlafzimmerszene „die anmutige und zugleich rührende Naivetät und Schalkhaftigkeit“ (das etwas unerwartete Vokabular zielt wohl auf die Erotik dieser Szene), in der Abschiedsszene das „Ergreifende und Rührende“, das in diesem „Auf- und Abwogen von Zorn und Zärtlichkeit, von Ingrim und Inbrunst“ liege.¹³⁹ Entsprechend findet er, Thüring sei „(und dies möchte ich bitten als das eigentliche Ergebnis meiner Untersuchung anzusehen) einer der trefflichsten

¹³⁵ Vgl. Jan-Dirk Müller: *Melusine in Bern* (Anm. 14).

¹³⁶ Carl Friedrich Biltz (1830–1901), Dr. phil. nach Theologie- und Philosophiestudium, war die meiste Zeit als Privatgelehrter und Schriftsteller aktiv; über ihn ein Wikipedia-Artikel (kein Artikel in der ADB). – Der erwähnte Aufsatz: ders.: *Zur deutschen Bearbeitung der Melusinasage*. In: Otto Lyon (Hg): *Festschrift zum siebenzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands*. Leipzig 1894 (Zugleich [3.] Ergänzungsheft zum achten Jahrgange der Zeitschrift für den deutschen Unterricht), S. 1–15.

¹³⁷ Vgl. ebd., S. 9f. – Biltz' kostbare Büchersammlung wurde in einem gedruckten Katalog präsentiert: Karl Biltz: *Neuer deutscher Bücherschatz. Verzeichnis einer an Seltenheiten ersten Ranges reichen Sammlung von Werken der deutschen Literatur des XV. bis XIX. Jahrhunderts*. Mit bibliographischen Bemerkungen und einem Anhang: *Das wiederaufgefundene Wittenberger Gesangbüchlein vom Jahre 1526*. Berlin 1895 (Nachdruck Hildesheim 1967); unter Nr. 644–664 verschiedene ‚Volksbuch‘-Drucke, wovon Nr. 645–646a Drucke der ‚Melusine‘ sind, darunter auch eine französische Ausgabe Paris 1700.

¹³⁸ Vgl. Biltz: *Melusinasage* (Anm. 136), S. 7f., 10–14.

¹³⁹ Vgl. ebd., S. 8.

Ausbildner unserer deutschen Prosa“; er verbindet ihn mit Niklas von Wyle, Albrecht von Eyb und Heinrich Steinhöwel.¹⁴⁰ Diese Einschätzungen führen zu der für die Zeit bemerkenswerten Forderung nach einem „kritischen Neudruck unserer Ringoltingenschen Melusine nach den zahlreichen vorhandenen Handschriften und alten Drucken.“¹⁴¹

4. Im Sauseschritt durchs 20. Jahrhundert

Zwar erhebt Literaturwissenschaft den Anspruch, es genau zu nehmen und ihre Aussagen zu belegen. Dennoch riskieren wir zum Abschluss nach mehr als hundert Fußnoten nur noch aus der Vogelperspektive einen Blick auf unsere Frage nach dem Wie und Was des Klassikerrangs der ‚Melusine‘ unter der Ägide der germanistischen Literaturwissenschaft.

1894 steht Thüring mit seiner ‚Melusine‘ an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts. Dessen Zeitumstände, zwei verheerende Kriege, in Deutschland eine ideologische Verheerung überdies, deren Folgen über das Kriegsende hinaus reichen – das sind keine günstigen Bedingungen für eine durch Forschung solide begründete Krönung zum Klassiker. Zudem: Es fehlt, trotz der Forderung von Karl Biltz, am Elementarsten: Denn noch über Jahrzehnte hin wird Melusine editionslos durch die literarische Landschaft – soll man sagen: fliegen? oder eher: flattern?

So ist man denn froh, dass sie 1958 erstmals eine Ausgabe erhält, sogar mit Zeilenzählung.¹⁴² Allerdings ist der Anspruch dieser Ausgabe, ‚kritisch‘ zu sein, bei weitem nicht eingelöst. Zwar kennt die Herausgeberin 15 der 17 Handschriften, kann eine – allerdings teilweise sehr rudimentäre – Beschreibung liefern (die Kriegsfolgen, ablesbar an verstellten Handschriften,

¹⁴⁰ Im Kontrast dazu findet er die dramatischen Bearbeitungen durch Sachs und Ayer „elend, elend über die Maßen [...] und bedaure, daß das schöne Volksbuch dazu mißbraucht worden ist. Stil und Anlage sind in beiden Stücken gleich plump“, ebd., S. 15.

¹⁴¹ Ebd., S. 9. Mit seinem Schlusssatz scheint Biltz dann allerdings wieder in die romantische Verkennung des Autor-Übersetzers (wie sie übrigens auch den Titel seiner Arbeit kennzeichnet) zurückzufallen: „jenes schöne Kind der schaffenden Volksphantasie“.

¹⁴² Thüring von Ringoltingen: Melusine. Nach den Handschriften kritisch hg. v. Karin Schneider. Berlin 1958 (Texte des späten Mittelalters 9).

sind noch spürbar). Doch was sie da in einer pauschalen *recensio* über das Handschriftenverhältnis darlegt und das völlige Fehlen eines Lesartenapparates fordern dem Nutzer ungebührlich viel Gläubigkeit und Gutwilligkeit ab. Ganz ebenso wie er bei der Lektüre ständig über die von der Herausgeberin offenbar als Kapitelüberschriften missverstandenen Bildunterschriften, die im edierten Text eine inhaltlich in die Irre führende Gliederung vortäuschen und den Autor als Wirrkopf erscheinen lassen, stolpert.¹⁴³ Dennoch, auf dieser Textgrundlage basieren notgedrungen erste Arbeiten: so die wichtige Stiluntersuchung von Hans-Gert Roloff und 1984 hält Melusine erstmals Hof vor einer Akademie der Wissenschaften.¹⁴⁴

Aber dann, 1990, ist es soweit: Leinen- oder (für zahlungskräftige Leser) Ledereinband, Dünndruckpapier, zwei Lesebändchen, eine Reihe, auf deren Schutzeinband und Titelblatt unübersehbar ‚Bibliothek deutscher Klassiker‘ zu lesen ist. Freilich findet sich Herr von Ringoltingen, der doch soviel Wert auf die Sonderstellung seiner Melusine legte – *vnd beduncket mich der aller hystorie kein frömden noch ouentürlicher* – erneut in Gesellschaft. Doch mindestens hat die Gruppe nun ihren zu popularen Namen abgelegt, firmiert forthin als ‚frühneuhochdeutscher Roman‘. Die ‚Volksbücher‘ sind im Orkus verschwunden.

Doch es kommt noch besser: 2006 erhält das Werk eine weitere Ausgabe; erstmals erscheint einer der prächtigen Bildzyklen, die Melusine und ihren zahlreichen familiären Anhang durch die französische und deutsche Überlieferung begleiten, vor einem größeren Publikum; dies kann (hofft man wenigstens) im Verein mit der parallel gesetzten Übertragung das bildhungrige Auge der Zeitgenossen vielleicht auch außerhalb des Faches ansprechen; ein Zusatzband erörtert Fragen des Textverständnisses, erarbeitet aus bernischen Archivalien zum ersten Mal seit mehr als hundert Jahren die Vita des Autor-Übersetzers, die frühe Druckgeschichte und der Sprachstand werden untersucht; der hier unbedingt nötige kunstgeschichtliche Beitrag musste leider

¹⁴³ Weitere Gravamina erörtert die bei aller Fairness vernichtende Besprechung von Roloff (in: *Euphorion* 55 [1961], S. 338–340).

¹⁴⁴ Kurt Ruh: Die ‚Melusine‘ des Thüring von Ringoltingen. Vorgetragen am 14. Dezember 1984. München 1985 (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse 5).

fehlen.¹⁴⁵ – Von kunsthistorischer Seite wird dann einige Jahre später dieser Zyklus in der abweichend kolorierten Variante eines andern Exemplars der Basler Inkunabel mit Zentrierung der Begleittexte weg vom Textphilologischen auf das Kunsthistorische vorgelegt.¹⁴⁶ Diese Ausgabe mag dank ihres erheblich günstigeren Verkaufspreises unter gewandelten ökonomischen Verhältnissen die seinerzeitige Erwartung Grimms, *das volk selbst [...] wird [...] seinen besonderen gewinn zu ziehen wissen, indem es sich die neuen, theueren ausgaben durch wolfeilere abdrücke bald wieder aneignen kann*,¹⁴⁷ endlich erfüllen.

Im Übrigen verfügt die ‚Melusine‘ dank dem chronikalischen Tick ihres Autor-Übersetzers über einen Trumpf, welcher der ganzen seit fast zwei Jahrhunderten im Mittelpunkt von Interesse und Zuwendung der Germanistik stehenden, auf akademischen Leselisten und Abschlussprüfungs-Programmen unentbehrlichen und unausweichlichen, in Büchern und Aufsätzen ständig umworbenen, mit reichlich bemessenen Forschungsgeldern verwöhnten Fraktion der sogenannten ‚mittelhochdeutschen Klassiker‘ fehlt – abgesehen vom seinerzeit möglicherweise etwas abgerissen daherkommenden Walther von der Vogelweide mit seinem 12.11.1203 (das er in letzter Instanz einem gewissenhaft arbeitenden bischöflichen Buchhalter verdankt):¹⁴⁸ *eine genaue Jahreszahl*. Ohne die sind jubilarische Gedenktage und -jahre schwer abzuhalten. – Diese Karte spielen ein Romanist und Germanist aus, indem sie, begünstigt vom Kalender, rechtzeitig eine Tagung über Thüring, seine französischen Vorgänger und ihre jeweilige Melusine organisieren.¹⁴⁹

¹⁴⁵ Nicht durch Versäumnis der Herausgeberschaft, die im Vorfeld viel unternommen hat, einen solchen Beitrag zu erwirken, scheiterte dies an der Disponibilität der um Mitarbeit Angegangenen.

¹⁴⁶ Die schöne Melusina. Ein Feenroman des 15. Jahrhunderts in der deutschen Übertragung des Thüring von Ringoltingen. Die Bilder im Erstdruck Basel 1473/74 nach dem Exemplar der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt. Unter Mitarbeit v. Simone Hespers u. Benedicta Ferraudi-Denier hg. v. Heidrun Stein-Kecks. Darmstadt 2012. – Eine zustimmende Besprechung in der Zeitschrift für deutsches Altertum 142 (2013), S. 377–379.

¹⁴⁷ Vgl. Jacob Grimm: Kleinere Schriften (Anm. 100), Bd. 6, S. 85.

¹⁴⁸ Vgl. Helmut Birkhan (Hg.): Der achthundertjährige Pelzrock. Walther von der Vogelweide – Wolfger von Erla – Zeiselmauer. Vorträge gehalten am Walther-Symposium der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vom 24. bis 27. September 2003 in Zeiselmauer (Niederösterreich). Wien 2005 (Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse 721).

¹⁴⁹ Vgl. oben, Anm. 55.

Thüring lorbeerbekränzt mit seiner Melusine somit im Olymp literarischen Ruhms angekommen? Mag sein. Doch bleibt die Literaturwissenschaft beim Autor und seinem Werk solange in Schuld, als sie nicht eine Edition der handschriftlichen Überlieferung, ausgearbeitet nach heutigem *state of the art*, vorlegt, so dass der dürftige Notbehelf von 1958 endgültig im Magazin deponiert werden kann. Und wer weiß, vielleicht bekommt Melusine dann das zur Zeit angesagteste Statussymbol eines Klassikers: ein Internetportal, das ihre internationalen Verflechtungen nicht nur in Sachen adliger Genealogien, sondern in Sachen literarischer Wirkung darstellen könnte.

Und noch eine Kehrseite des jungen Ruhms: Sucht man auf der Internetseite des deutschen Buchhandels nach Textausgaben für ein nicht akademisches Publikum, konstatiert man: Dessen Auswahlmöglichkeit ist gegenüber der ‚Volksbücher‘-Fülle bis 1945 drastisch geschrumpft¹⁵⁰ – Anzeichen für Vermittlungs-Versäumnisse einer mit sich selber und mit immer neuen Methodenparadigmen beschäftigten Literaturwissenschaft? Man wird sehen. Seien wir optimistisch.

¹⁵⁰ Zur Illustration einige Befunde bei der Suche nach ‚Melusine‘ (als ‚Stichwort‘ 79 Treffer bzw. als ‚Titelwort‘ deren 23) auf der Seite buchhandel.de: Neben germanistischen Fachpublikationen, wenigen Ausgaben von Goethes ‚Neuer Melusine‘, Rätselhaftem (eine Publikation über psychologische Marktforschung erscheint etwa mit im Schleppnetz) findet das geneigte Publikum einzig noch den Reclam-Druck des Romans in der Fassung des ‚Buchs der Liebe‘, dazu eine (vom Titel her zu schließen) auf den Spuren Gustav Schwabs wandernde, in der Substanz allerdings weit von diesem entfernte Sammlung, Melusines Geschichte auf gerade mal vier Seiten abhandelnd, dazu ihren Namen für die anonyme deutsche Verwandte aus Staufenberg usurpierend: ‚Die schönsten deutschen Volkssagen‘ aus dem Insel-Verlag (Abfrage am 19.08.2020).